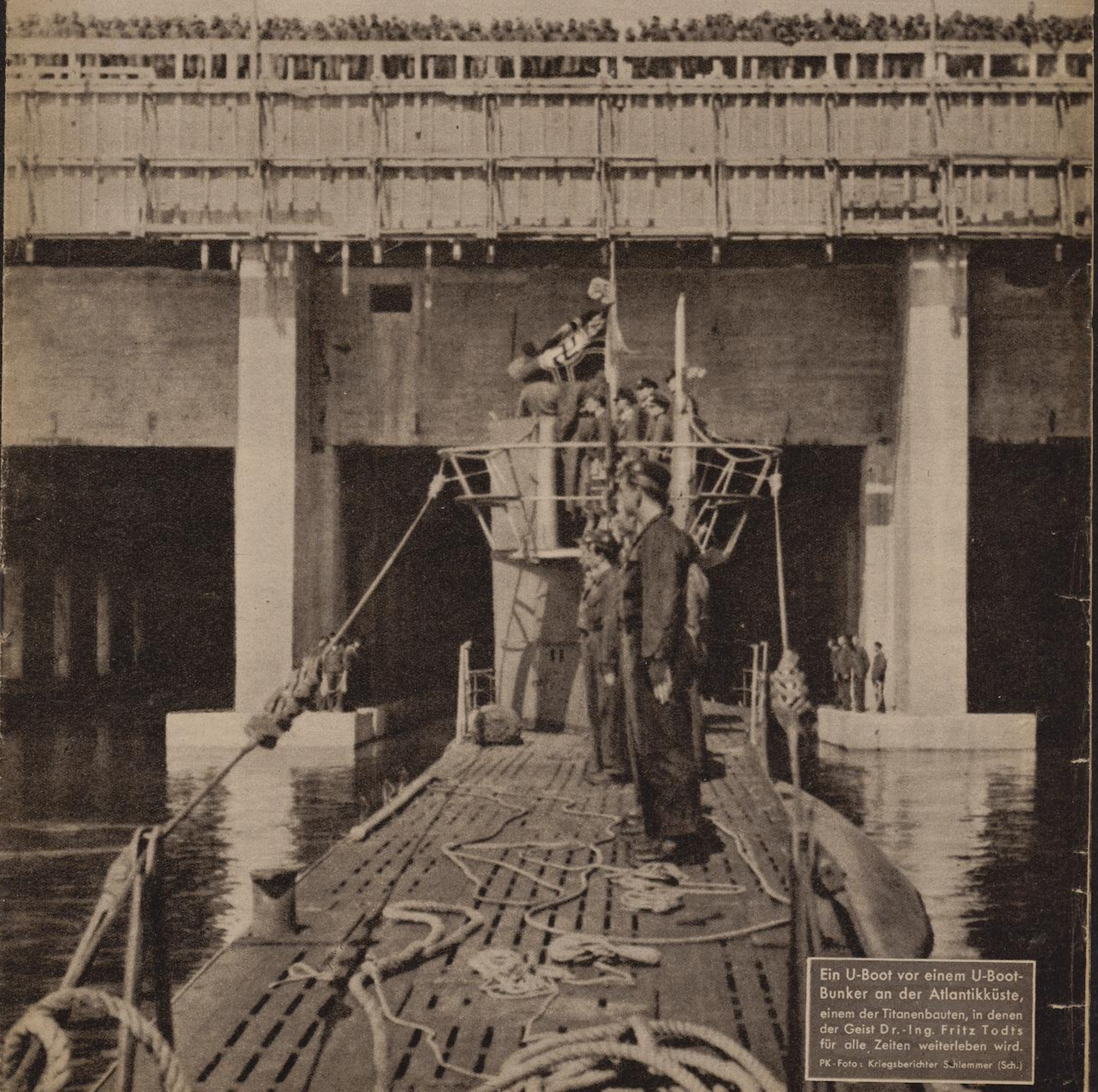
Lesehalle
4

Die Wehrmacht

HERAUSGEGEBEN VOM OBERKOMMANDO DER WEHRMACHT

6. Jahrgang · Nummer 5 · Berlin, den 25. Februar 1942 · Einzelpreis 25 Reichspfennig u. Bestellgeld · Erscheint vierzehntäglich

Akad. Lesehalle Heidelberg



Ein U-Boot vor einem U-Boot-Bunker an der Atlantikküste, einem der Titanenbauten, in denen der Geist Dr.-Ing. Fritz Todts für alle Zeiten weiterleben wird.

PK-Foto: Kriegsberichter Schlemmer (Sch.)

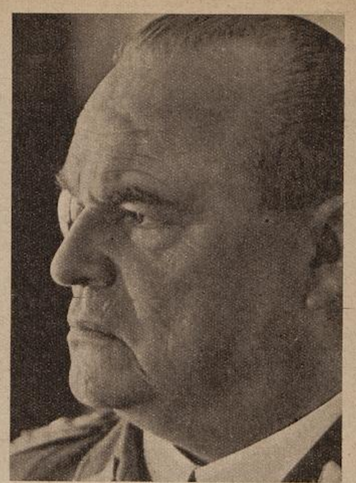
UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1942/0051

gefördert durch
Baden-Württemberg

DAS WAR VOR DOVER

Vizeadmiral Ciliax, unter dessen Führung der deutsche Flottenverband erfolgreich zur Deutschen Bucht durchstoßen konnte



Die Luftwaffenverbände des Generalfeldmarschalls Sperrle fügten den Briten bei dem See- und Luftgefecht hohe Verluste bei

Bild links: Blick auf die Kanalküste bei Dover. Von hier aus etwa begann im Weltkrieg die große Minensperre der Briten. Damals gelang es keinem deutschen Kriegsschiff, von U-Booten abgesehen, die Sperre zu durchbrechen. Jetzt, am 12. Februar 1942, konnte ein Verband schwerer Einheiten der deutschen Kriegsmarine den Kanal an dieser Stelle passieren. Über Dover stehen, wie unsere Aufnahme deutlich erkennen läßt, Sperrballone, die den Einflug deutscher Flugzeuge verhindern sollen. Auch diese „Sperre" ist heute praktisch wirkungslos.

Aufnahmen: Archiv (1), Scherl (1); PK-Aufnahmen: Kriegsberichter Fischer, Peter; Zeichnung: Dassel

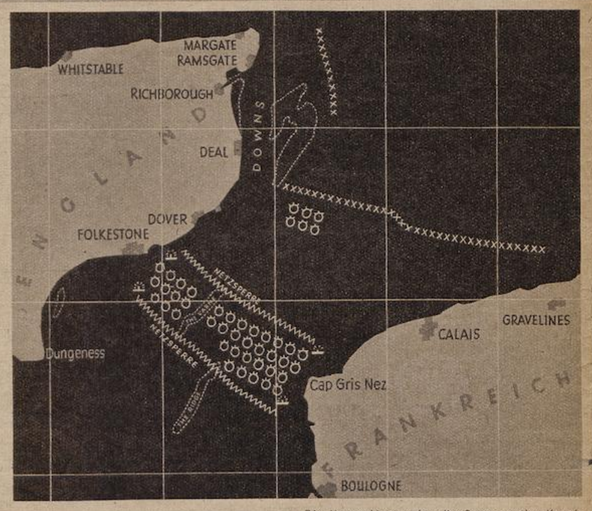
Das See- und Luftgefecht von Dover am 12. Februar 1942, in dem es deutschen Seestreitkräften, darunter zwei Schlachtschiffen und einem Schweren Kreuzer, gelang, unter dem Schutz von Verbänden der deutschen Luftwaffe am lichten Tage die Straße von Dover zu passieren, hat sich einen Platz in der Geschichte dieses Krieges errungen. Es war ein Sieg, nicht wegen der schweren materiellen Verluste, die dem Feind zugefügt wurden, sondern wegen der viel schwereren Schlappe, die das britische Prestige erlitt. Der Felsen von Dover mit seinem Kastell und seiner Zitadelle war seit einem Jahrtausend Inbegriff und Symbol englischer Inselmacht, wie Gibraltar und das jetzt gefallene Singapur Symbole der Macht des Empire waren. Seit den Zeiten des Eroberers, also seit bald 900 Jahren, haben sich vor Dover sechs Seeschlachten abgespielt, von denen fünf für die Engländer siegreich verliefen. Die berühmteste darunter ist die Vernichtung der spanischen Armada im Jahre 1588, denn mit diesem Datum beginnt die Geschichte des britischen Weltreiches. Eine einzige Schlacht — die von Beachy Head gegen die Franzosen (im Jahre 1690) — endete mit einer britischen Niederlage, die jedoch ohne Folgen blieb.

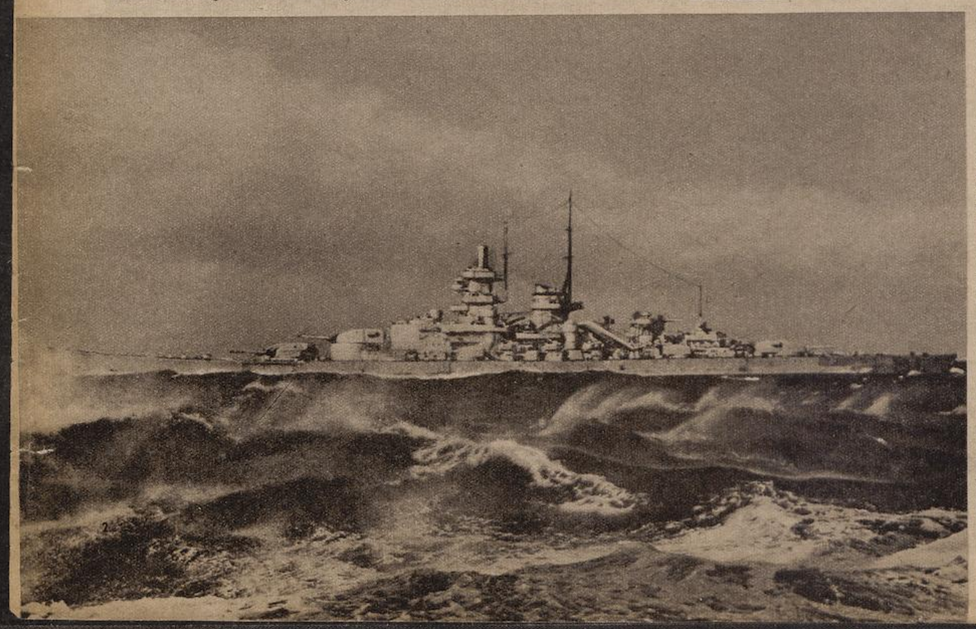
Wenn von Dover weniger gesprochen wurde als von Gibraltar oder Singapur, so nur deswegen, weil die Unangreifbarkeit der Straße von Dover, also des Kanals, für eine solche Selbstverständlichkeit gehalten wurde, daß jedes Wort darüber überflüssig schien. Das war so bis zum 12. Februar 1942. Von diesem Tage an ist es anders geworden.

Im Weltkrieg wandten die Engländer ungeheure Mühe und Kosten daran, den Kanal zu schützen. Das geschah nicht deswegen, weil man ein Eindringen schwerer deutscher Überwasserstreitkräfte für möglich hielt, sondern weil man die britische Zufuhrstraße nach den ostenglischen Häfen, namentlich London, vor deutschen U-Booten schützen wollte. In den Jahren von 1915 bis 1917 wurden bei Dover, in den sogenannten Downs, wo auch zu Beginn dieses Krieges alle aufgebrachten Prisen untersucht und alle für die Atlantik-Passage bestimmten Geleitzüge zusammengestellt wurden, nicht weniger als 121 707 Schiffe angehalten und geprüft.

Als der Weltkrieg begann, hatte man versucht, die Enge von Dover mit dem primitiven Mittel einer Balkensperre zu schützen. Flut, Ebbe und Seegang vereitelten dieses Unternehmen. Eine Minensperre folgte, die gewaltige Anforderungen an die britische Rüstungsindustrie und Kriegsmarine stellte, denn um die kürzeste Entfernung zwischen den beiden Ufern des Kanals, Folkestone und Cap Gris Nez, wirksam zu sperren, mußten die Minen in der Horizontalen und Vertikalen so gestaffelt werden, daß ein Schiffskörper von 6 Meter Durchmesser (der eines U-Boots) bei geradem Kurs in jeder Tiefe auf eine Mine stoßen mußte, und dazu waren annähernd 30 000 Minen notwendig (tatsächlich wurden weniger Minen gelegt). Man machte ferner Versuche mit Treibnetzen aus dünnen, festen Stahldrähten mit Maschen von 3 bis 4 Meter Durchmesser, in die sich U-Boote verfangen sollten. Man hängte feste Netze aus, kombinierte diese schließlich mit Minen und allen möglichen Alarmgeräten, bis eine Abwehrtechnik entstand, die die Engländer auch zu Beginn dieses Krieges anwendeten. An der im Laufe des Weltkrieges bis ins kleinste ausgearbeiteten Sperre stellte man Leuchtschiffe auf, nicht um aufgebrachten Schiffen und eigenen Fahrzeugen die Durchfahrten anzuzeigen, sondern nur um durch Scheinwerferwirkung etwa passierende U-Boote zum Tauchen und in den Bereich der Sperre zu zwingen. Daneben arbeitete ein Nachrichtenapparat, der von den sogenannten Seepfadfindern — ähnlich den Küstenwachen aus der Zeit der Napoleonischen Kriege — bis zur ausgeklügelten modernen Technik reichte. Auf diesen Erfahrungen aus der Zeit des ersten Weltkrieges konnten die Briten zu Beginn dieses Krieges ihre Arbeit zum Schutz des Kanals neu aufbauen.

Dazu sei nochmals betont, daß alle Schutzmaßnahmen auch in diesem Kriege sich nur gegen die U-Boot-Gefahr richteten, weil jede andere Gefahr für völlig absurd gehalten wurde. Das Bild änderte sich aber sehr schnell, als es den Deutschen im Verlauf des Westfeldzuges gelang, die holländisch-belgisch-französische Kanalküste in die Hand zu bekommen. Alle Voraussetzungen für einen Kanalschutz ähnlich dem des Weltkrieges waren gefallen. Das südliche Kanalufer wurde von der deutschen Wehrmacht beherrscht, und die von den Engländern angelegte Sperre wurde soweit wie nötig unschädlich gemacht. Obwohl deutsche Fernkampfbatterien am Kanal ihre stählernen Arme bis nach Dover und weit darüber hinaus ausstreckten, behauptete England, daß es wie seit tausend Jahren die unumschränkte Herrschaft über die Enge von Dover besitze. Daß das nicht ganz stimmte, ging schon daraus hervor, daß seit Kriegsbeginn kein britisches Schlachtschiff den Kanal passierte. Daß es jetzt die deutsche Kriegsmarine fertigbrachte, muß selbstverständlich von jedem Engländer als ein Schlag ins Gesicht betrachtet werden.

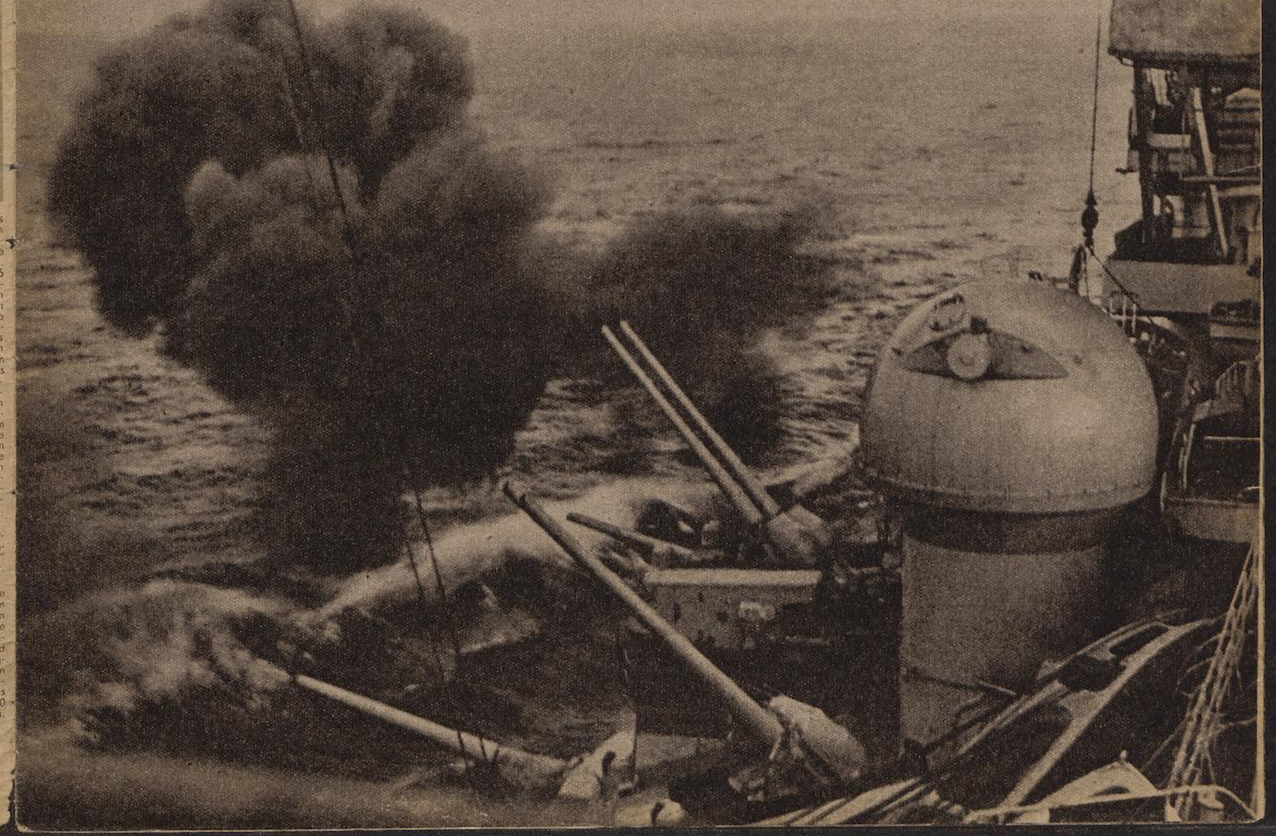




Die Kartenskizze zeigt die Sperrung des Kanals im Laufe des Weltkrieges. In vielen Reihen gestaffelt zogen sich die Minensperren der Briten von Folkestone bis Cap Gris Nez. Die Schwierigkeiten waren außerordentlich groß. Die Minen mußten voneinander wenigstens 45 Meter entfernt sein, damit nicht eine detonierende Mine auch die anderen zur Explosion brachte; andererseits hatte ein U-Boot nur einen Durchmesser von 6 Metern. Das Sperrfeld mußte also so in der Tiefe und in der Breite gestaffelt sein, daß ein U-Boot bei geradem Kurs unbedingt auf eine Mine stoßen mußte. Um dieses Ideal zu erreichen, waren zwischen Folkestone und Gris Nez nicht weniger als 30 000 Minen notwendig. Vom Jahr 1917 ab unterstützte man das Minenfeld durch Minennetzsperren, großmaschige Netze aus Stahldraht, die an hohlen Glaskugeln — bekannt als Trophäen unserer Seeleute aus dem vorigen und aus diesem Krieg — festgehalten wurden. Eine ähnliche Sperre versuchten die Briten auch in diesem Kriege aufzuziehen. An der Vollendung dürfte sie der rasche deutsche Sieg im Westen gehindert haben. Die Karte wurde gezeichnet nach Angaben des britischen Admirals Sir Reginald Bacon, der im Weltkrieg den Kanalabschnitt Dover befehligte.

Trotz allerschwerster britischer Luftangriffe passierten die Schlachtschiffe „Gneisenau" und „Scharnhorst" und der Schwere Kreuzer „Prinz Eugen" ohne Verlust die Enge der Straße von Dover.

Bild rechts: Sieben Stunden lang wehrten die deutschen Kriegsschiffe die Angriffe der Briten ab, die sich mit etwa 600 Flugzeugen auf den deutschen Verband stürzten. Während deutsche Stukas auf die englischen Küstenbatterien hämmerten, stießen britische Torpedoflugzeuge und Kampfmaschinen aus den Wolken herab. Englische Schnellboote, U-Boote und Zerstörer griffen zusammen mit den Fernkampfgeschützen in das Gefecht ein. Alle Angriffe wurden abgewiesen, und als die Nacht heraufzog, hatten die Briten über 60 Flugzeuge, 2 Schnellboote und 2 Zerstörer verloren.



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1942/0052

gefördert durch
Baden-Württemberg

SCHÖPFER WEHRHAFTER DEUTSCHER TECHNIK

Dr. TODT, INGENIEUR, ORGANISATOR, SOLDAT UND WAFFENSCHMIED DES REICHES

Das deutsche Volk, vor allem sein Führer und seine Wehrmacht, haben in kurzer Zeit manchen schmerzlichen und wahrhaft unersetzlichen Verlust bedeutender soldatischer Persönlichkeiten verwinden müssen. Mit Reichsminister Dr. Todt hat das unerbittliche Schicksal des Krieges einen Mann aus der Front abberufen, dessen Wesen und Werk so vielschichtig, so weitläufig und so umfassend war, daß es in der Geschichte kein Beispiel für eine ähnliche Aufgabe oder für nur annähernd ähnliche Lösungen gibt. Schon die Römer und in gewissem Sinne auch Napoleon haben die politische, militärische und kulturelle Bedeutung eines wohlgeordneten, großzügigen Straßennetzes erkannt. Die Reichsautobahnen, die Dr. Todt auf Befehl des Führers gebaut hat, sind in Planung und Ausführung so einmalig, daß sie eine Revolution des deutschen und — mit einem kühnen Blick auf die Zukunft gesagt — des ganzen europäischen Verkehrswesens herbeiführten.

An diesen Werken des Friedens konnte das Genie Dr. Todts sich erproben. Auch der Westwall, obwohl für die äußersten militärischen Möglichkeiten geplant und gebaut, bezweckte zunächst nichts anderes, als dem Reich den Frieden zu sichern. Es war der besondere Stolz des Erbauers dieses gewaltigsten Wehrbaues aller Zeiten und Völker, daß es dem Führer im Schutze dieses Verteidigungssystems möglich war, entscheidende politische Erfolge ohne Blutvergießen zu erzielen. Dr. Todts Verdienst um die Schaffung des Westwalles erschöpfte sich jedoch nicht in dem materiellen Ergebnis, also in dem an sich einzigartigen Tatbestand, daß in kürzester Frist diese gigantische Befestigungsanlage aus der Erde gestampft wurde; entscheidend war auch der Umstand, daß hier ein neuer Typ des deutschen Arbeiters geboren wurde: der Frontarbeiter, dem Soldaten in Disziplin und kämpferischer Gesinnung, dem Arbeiter in Fleiß, Treue und Zuverlässigkeit kameradschaftlich verbunden.

Dieses Frontarbeiter-Korps war beseelt und gelenkt von Wille und Geist Dr. Todts, in dessen Persönlichkeit der leitende Ingenieur ebenso wie der namenlose Arbeiter ihren besten Kameraden verehren lernten. Dr. Todt hatte selbst als unbekannter Arbeiter auf mancher Baustelle gewirkt. Er hatte den Weltkrieg vom ersten bis zum letzten Tag auf exponierten Posten mitgemacht. Er war schon früh zum Führer gestoßen und von ihm gleich mit wesentlichen Aufgaben betraut worden. So vereinigte Dr. Todt in sich die Erfahrung und die Gesinnung des Ingenieurs und des Arbeiters, des soldatischen und des politischen Kämpfers; er erfüllte damit das Idealbild der nationalsozialistischen Führerpersönlichkeit. Diese Eigenschaften wurden zu einer einmaligen, schöpferischen Synthese geführt durch eine begnadete Kunst der Menschenführung. Nur einem Manne von derart universalem Genie war es möglich, einen so gewaltigen Aufgabenkreis zu beherrschen, wie ihn der Führer ihm im Laufe des Krieges zugewiesen hat.

Der kämpfenden Truppe ist die Leistung Dr. Todts am sichtbarsten nahegerückt in der Arbeit jener Organisation, die seinen Namen trägt: im Wirken der OT. Die Frontarbeiter der Org. Todt folgten der siegreichen Wehrmacht auf allen Feldzügen dicht auf dem Fuß. Jeder Soldat hat dankbar erlebt, welchen entscheidenden Beitrag zum Sieg die OT. an allen Fronten geleistet hat. Gerade der Ostfeldzug hat der OT. bedeutende Aufgaben gestellt. Um nur ein Beispiel zu nennen: die Durchführung des Baues von Winterunterkünften, die die OT., wo immer es sich ermöglichen ließ, in kürzester Frist errichtete, war eine der letzten großen Herzensangelegenheiten Dr. Todts. Auch zur Sicherung des Nachschubs haben Todts Frontarbeiter an allen Abschnitten unseren kämpfenden Kameraden die Hand gereicht. Im Westen ist ein gewaltiges System von Marinestützpunkten, Küstenbatterien und Flughäfen entstanden, ein zweiter Westwall, der vom Nordkap bis zur spanischen Grenze reicht. „Der Chef eines großen Teils dieser Arbeit war unser Todt", sagte der Führer in einer seiner letzten Reden.

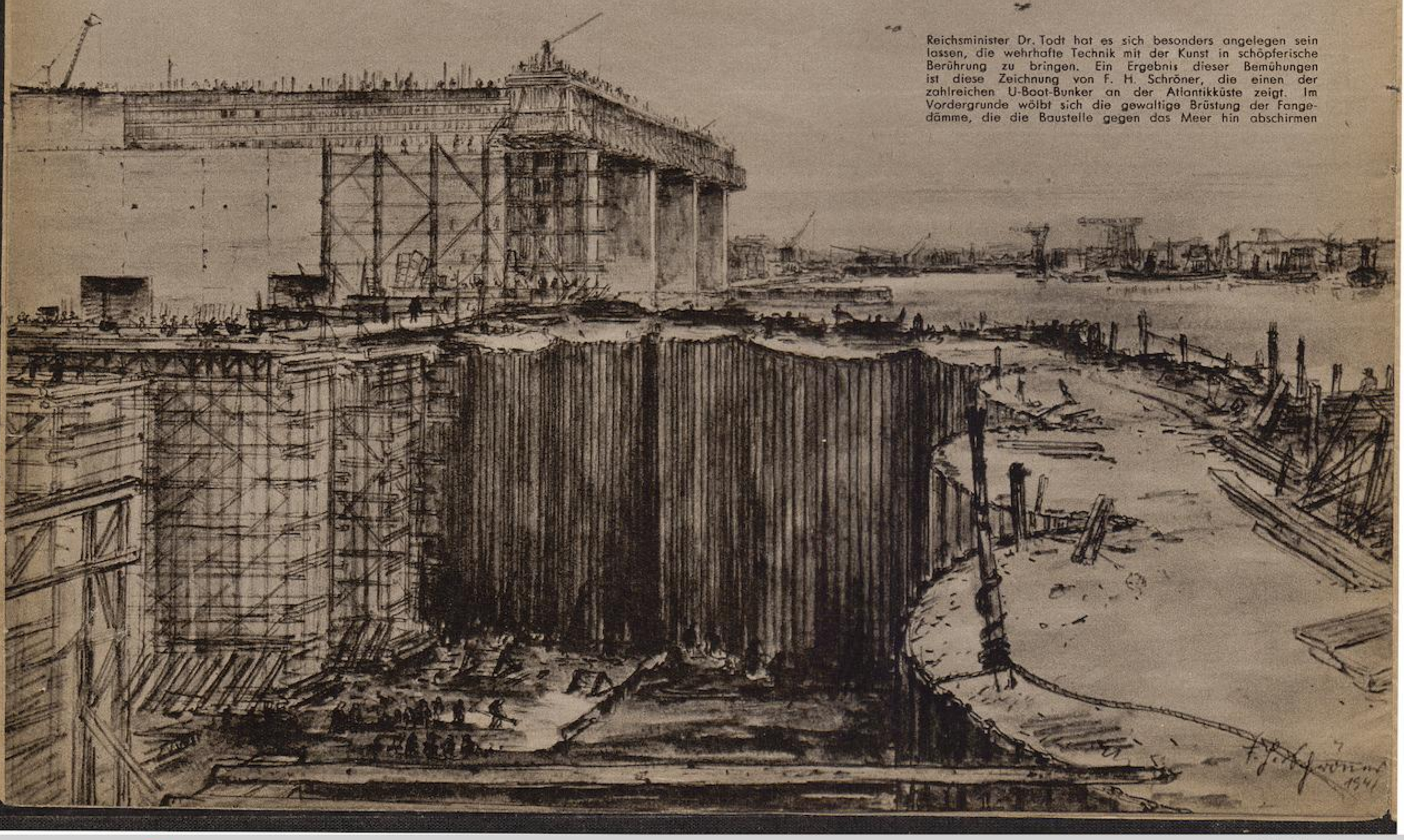
Auch als Reichsminister für Bewaffnung und Munition hatte Dr. Todt unmittelbaren Einfluß auf die Kriegführung. Seine Aufgabe war es, die Auftragserteilung in der Rüstungsindustrie zweckmäßig zu gestalten, jeden Leerlauf in der Rüstungskapazität zu beseitigen und die Produktion an Waffen und Munition in kürzester Frist zu steigern. Dabei ist die Arbeit Dr. Todts, so bedeutend sie unter den weitesten militärischen Gesichtspunkten auch war, zuletzt jedem einzelnen unserer tapferen Soldaten zugute gekommen. Denn bei jeder OT.-Brücke, die unsere Truppen passierten, und bei jeder Granate, die sie zum Feind hinüberschickten, durften sie einen dankbaren Gedanken zu dem Manne hinlenken, den sie schon immer in kameradschaftlichem Stolz „unseren Todt" genannt hatten.

So wird das Schaffen Dr. Todts schon deshalb in den Reihen unserer Wehrmacht weiterleben, weil unsere Soldaten ständig und an allen Punkten der gewaltigen Front von Werken umgeben sind, die seinen Namen tragen. Wenn einst die Stunde des endgültigen Sieges gekommen ist, werden Volk und Wehrmacht sich mit heißem Dank und erhabenem Stolz auch seiner Leistung erinnern. Und wenn dieser Krieg einmal längst Vergangenheit geworden ist, dann werden wieder die Werke des Friedens für ihn zeugen, wenn ein glückliches Volk sich an dem endlosen Band der Autobahnen erfreut. Das Schicksal hat zwar mit harter Hand nach einem unserer Besten gegriffen. Es hat aber auch dafür gesorgt, daß er als Schöpfer wehrhafter deutscher Technik in unvergänglichen Werken weiterlebt. Der Name Dr. Todts ist ein Begriff geworden; dieser Begriff aber wurde Geschichte.

OT.-Kriegsberichter Werner Höfer.

Reichsminister Dr.-Ing. Todt war vom Führer durch die Ernennung zum Generalmajor der Luftwaffe in der neuen deutschen Wehrmacht ausgezeichnet worden. In den letzten Weltkriegsjahren gehörte er bereits der damaligen Luftwaffe als Beobachter an

Aufnahme: OT. — Kriegsberichter Kobirowski



Reichsminister Dr. Todt hat es sich besonders angelegen sein lassen, die wehrhafte Technik mit der Kunst in schöpferische Berührung zu bringen. Ein Ergebnis dieser Bemühungen ist diese Zeichnung von F. H. Schröner, die einen der zahlreichen U-Boot-Bunker an der Atlantikküste zeigt. Im Vordergrunde wölbt sich die gewaltige Brüstung der Fangedämme, die die Baustelle gegen das Meer hin abschirmen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1942/0053

gefördert durch
Baden-Württemberg

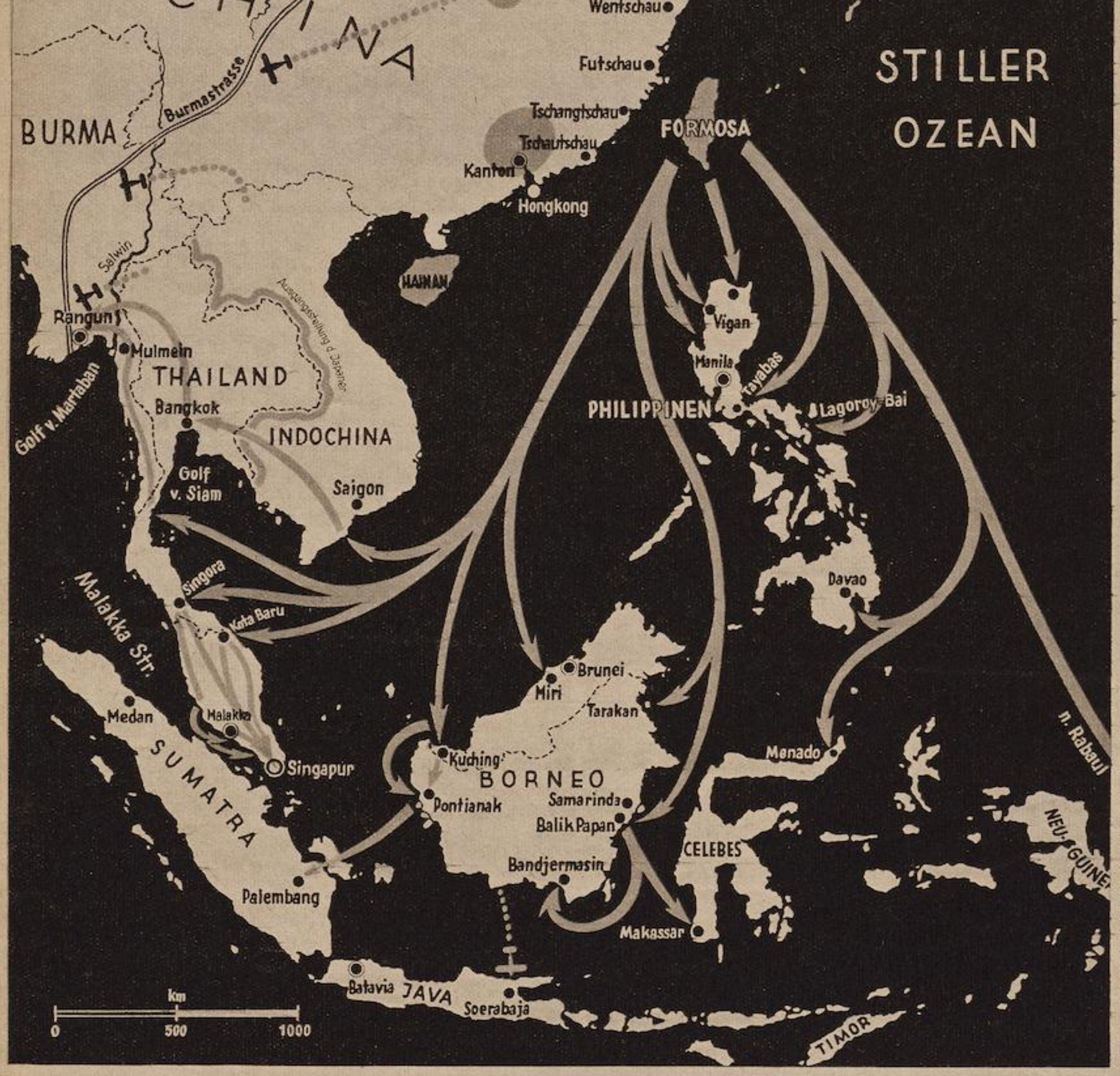
Berichtigte Geschichte:

SONNENBANNER ÜBER SINGAPUR UND INSULINDE

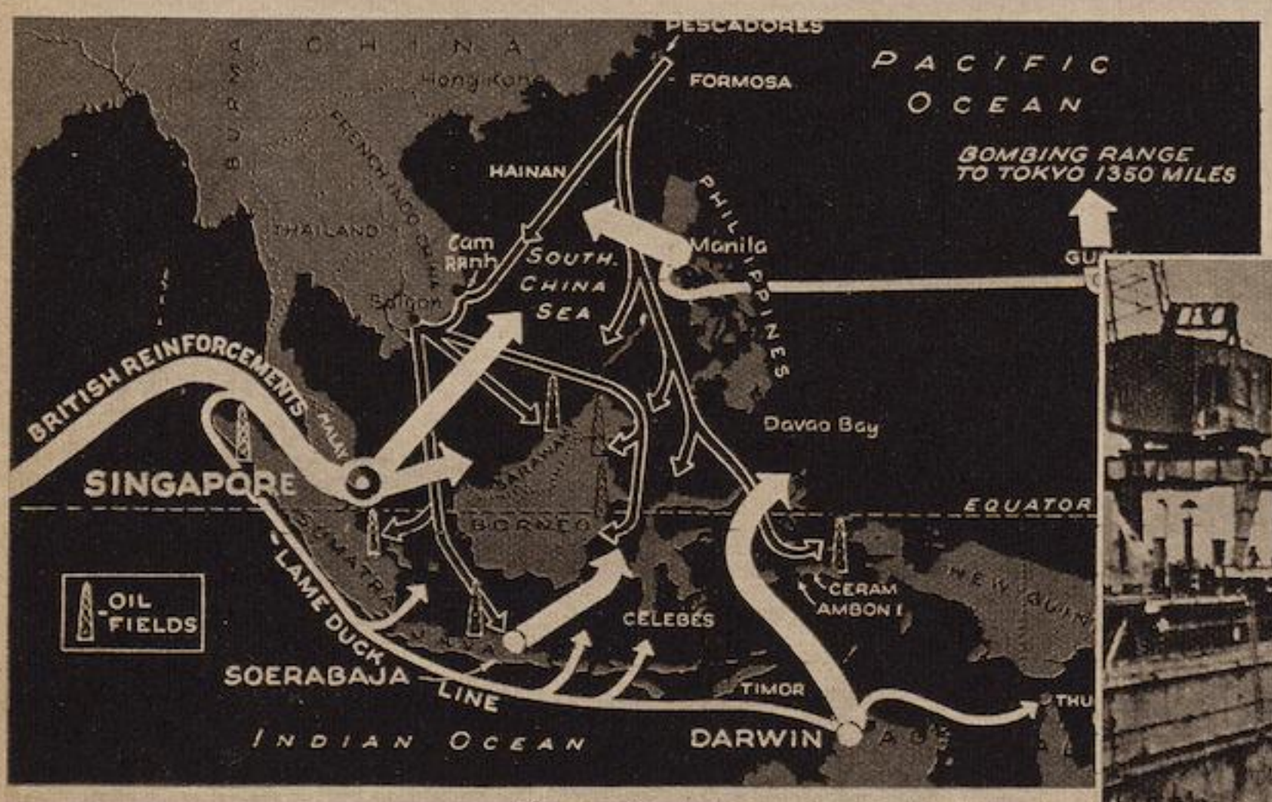
Mit der Einnahme Singapurs am Tage der japanischen Reichsgründung ist die erste Phase des ostasiatischen Feldzuges beendet. England hat nach Hongkong nun auch das „uneinnehmbare" Singapur verloren.

Wenn die Engländer die Bedeutung Singapurs nach ihrer Niederlage mit allen Kräften nach bewährtem Muster zu verkleinern versuchen, so haben sie damit nicht unrecht: heute ist Singapur für die Stellung Englands in Ostasien allerdings bedeutungslos geworden. Welchen Wert Singapur aber vor seinem Fall für das britische Empire gehabt hat, ist zu bekannt, als daß es sich heute noch

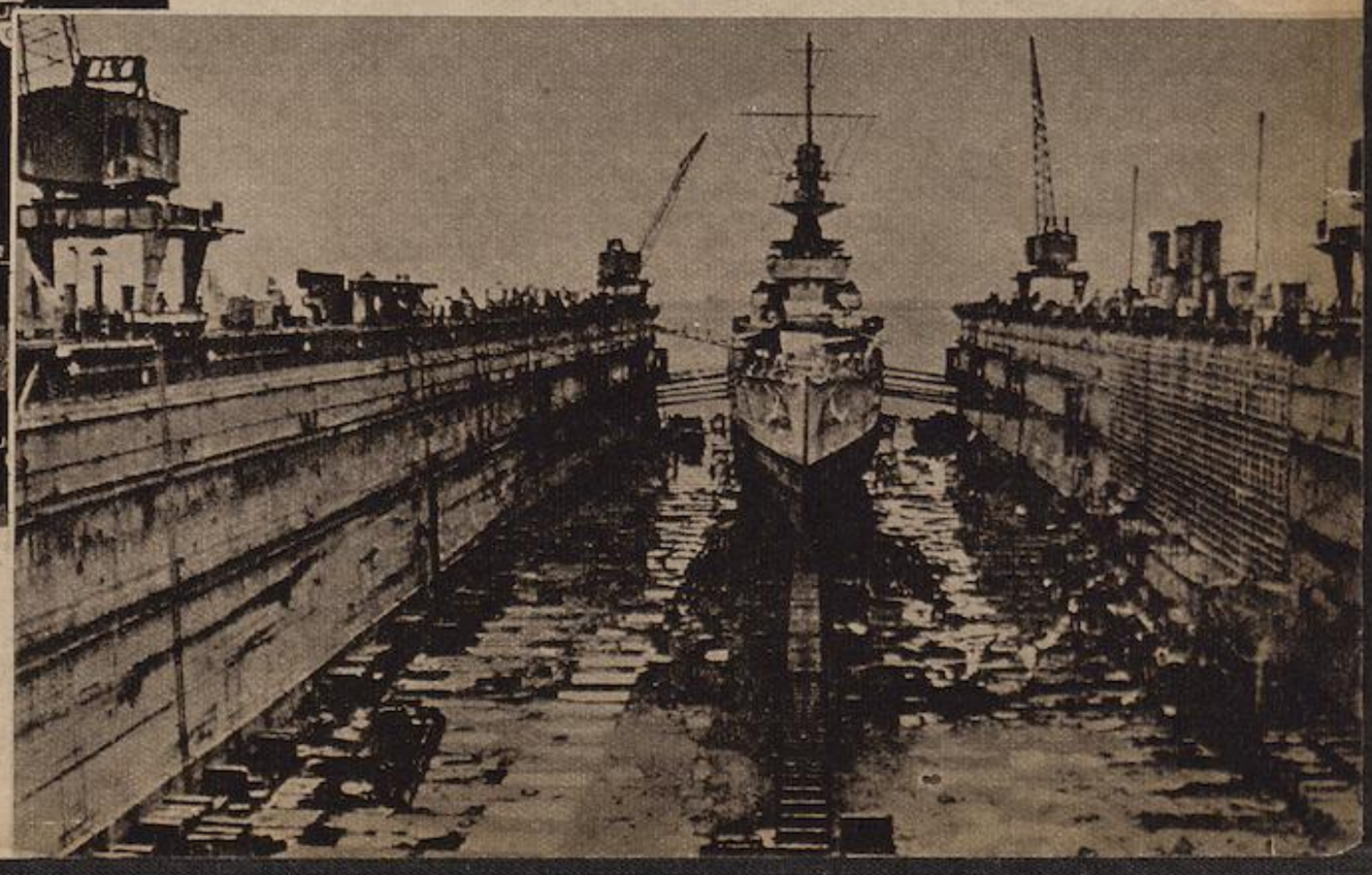
Anders als die Engländer und Amerikaner es erwarteten, vollzog sich die Entwicklung auf dem ostasiatischen Kriegsschauplatz. Unsere Karte zeigt die Operationen der Japaner vom 8. Dezember bis zum Fall von Singapur. Operationen des Feindes einzuzeichnen, hätte sich kaum gelohnt, da die Engländer lediglich am ersten und zweiten Kriegstag den Versuch machten, die Landung der Japaner auf der Malaien-Halbinsel zu verhindern (dieser Versuch endete bekanntlich mit der Vernichtung der beiden Ostasien-Schlachtschiffe). Unsere Karte zeigt nicht nur die Hauptstöße der Japaner gegen die Philippinen, Singapur und Niederländisch-Indien, sondern auch ihr Vorgehen auf dem asiatischen Kontinent und die Richtung ihrer Angriffe: von Thailand und Indochina aus mit Verbänden des Heeres und der Luftwaffe gegen die Burmastraße, die Nachschubstraße Tschungking-Chinas



Und so hatten sie es sich gedacht:



← Die weißen Pfeile auf der Karte sollen die Bewegungen der britischen und amerikanischen Kriegsmarine und Luftwaffe als Erwiderung auf die voraussichtlichen japanischen Angriffe darstellen. Aus dieser vor Ausbruch des ostasiatischen Krieges in einer amerikanischen Zeitschrift erschienenen Karte geht zunächst einmal hervor, daß die Amerikaner an eine Bedrohung Singapurs geschweige denn der Philippinen überhaupt nicht gedacht hatten. Nach ihrer Darstellung würden sich die Japaner im Kriegsfall von Japan und Indochina aus hauptsächlich auf Borneo, Sumatra und Java stürzen, um in den Besitz der wertvollen Rohstoffgebiete — Erdöl und Kautschuk — zu gelangen, während die Briten von Singapur aus ihre Machtmittel spielen lassen und in das südchinesische Meer vorstoßen würden, um die Flotten der Japaner aufzuhalten und zu vernichten.



Das große schwimmende Trockendock des Flottenstützpunktes auf Singapur, das von den Japanern versenkt wurde. Als Reparaturhafen für die britische Ostasienflotte spielte Singapur bei weitem die bedeutendste Rolle im Osten →

Aufnahmen: Japan Photo Liberary

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1942/0054
gefördert durch
Baden-Württemberg

Der Doppelgänger

ROMAN VON ALEXANDER LERNET-HOLENIA

Die letzte Fortsetzung schloß: Sie hatten beschlossen, zu heiraten, wenn Pufendorf seine Haft würde abgebüßt haben. Natürlich hatte sie ihn gefragt, warum er sich mit Lukawsky geschlagen. „Weil er der Meinung gewesen", hatte er lächelnd zur Antwort gegeben, „ich hätte Engelshausen, ich hätte Fonseca getötet — und weil er mich selber hat töten wollen. Es gibt eben immer noch Leute, die dergleichen für ein Argument halten. Aber fast wäre es ihm geglückt, daß ich es wirklich zu meinem eigenen gemacht hätte, dieses Argument. Ich war so empört über seinen Versuch, unsere Liebe zu zerstören, daß — ich gestehe es — auch ich ihn habe töten wollen. Wäre meine Kugel nicht zuerst von seinem Arm abgelenkt worden, ich hätte sein Herz getroffen. Und ich hätte es nicht bedauert."

10. Fortsetzung: Ein paar Stunden sind für ein Gespräch eine lange Zeit, sogar unter Liebesleuten — insbesondere wenn sich zwischen den einzelnen Gesprächen nichts Neues ereignet, das zu besprechen wäre.

So begannen sie schließlich, einander Geschichten aus ihrem Leben zu erzählen. Er sprach hin und wieder auch von seinen Reisen, deren eine — die weiteste — er nach den Vereinigten Staaten unternommen. Doch interessierte sie dies nicht so sehr wie die Schilderungen aus seiner Kindheit und Jugend, die er auf einem Gut in einem entlegenen Teil Rußlands verbracht. Denn seine Eltern waren geschieden gewesen, und seine Erziehung war seiner Mutter überlassen worden, die äußerst zurückgezogen gelebt hatte. Gabrielle nahm Anteil an den geringsten Einzelheiten seiner Vergangenheit und fragte immer wieder nach dem Aussehen dieses Hauses, in welchem er aufgewachsen war, sowie der verschiedenen Räume dieses Hauses, aber auch des Gartens, und er wußte ihr so viel davon zu erzählen, daß sie sich schließlich einbildete, sie sei imstande, all dies aufzuzeichnen. Es war ein verwildeter Garten und ein trauriges Haus, das sie hätte zeichnen können.

Aber er gestand ihr, dies und jenes selbst nicht mehr so genau zu wissen. Vor allem falle es ihm schwer, seine Erinnerungen an die verschiedenen Teile des Hauses miteinander zu verbinden. „Es ist mir", sagte er, „als sei hier ein Stück und dort ein Stück gewesen, aber die Verbindung fehlt mir, und ich weiß nicht mehr, wie ich zum Beispiel aus dem Blauen Zimmer in den Saal und aus dem oberen Flur auf den Boden gekommen. Es war aber auch alles so vielfältig, besonders für Kinder, daß wir auf den Streifzügen, die wir unternahmen, immer wieder Dinge entdeckten, die wir noch nicht kannten. Es waren die Kinder kleinerer Leute aus der Nachbarschaft, mit denen ich meine Zeit verbrachte. Mit den Leuten auf den anderen Gütern hatten wir ja kaum Verkehr, und meine Mutter überließ mich der Gesellschaft meiner Spielgefährten.

Wie lang waren diese Nachmittage in dem weiträumigen Garten unter den bedeckten oder milchigen Himmeln und, in ihrer Leere, wie voll von Dingen, aber wie kurz schienen sie uns!

Wir unternahmen unsere Streifzüge aber nicht nur durch den Garten und den Hof, sondern auch durch das Haus selbst, welches, wenn zwar nicht weitläufig, so doch eigenartig genug war, uns Stunden zu beschäftigen. So betrachteten wir zum Beispiel häufig die vielen Bilder. Das heißt, wir betrachteten sie eigentlich nicht so sehr, als daß die Leute, die darauf dargestellt waren, uns von selbst gegenwärtig wurden, als seien es lebende Menschen.

Die Bilder waren von verschiedener Art und Größe. Doch stellten sie die Menschen, deren einige bestimmt sehr hohe Ämter bekleidet haben müssen, niemals in pompöser oder auch nur offizieller, sondern immer bloß in privater Aufmachung dar. Nur hin und wieder trug ein Mann den Küraß, eine der Frauen mit unglaublich spitzer Brokattaille den Annenorden. Am lebendigsten schienen uns zwei Porträts: das neben einem Ofen hängende, stark nachgedunkelte eines Herrn mit breitem Mund und bläulichem Teint, als sei er unrasiert, und ein bestimmtes Pastellbild einer Dame. Sie hatte ein wenig hervortretende Augen, und ihr Blick erinnerte an den meiner Mutter. Ihr Haar war gepudert. Sie war in einer weißen Atlasjacke, welche mit Zobel verbrämt war. An der Brust trug sie einen einzelnen, großen Diamanten."

•

„Wir haben heute einen Gast zu Tisch", sagte Pronay, als Gabrielle an diesem Abend nach Czege zurückgekehrt war, „— einen Rittmeister Gasparinetti. Ich habe ihn in Siofok kennengelernt. Er hat gesagt, daß auch er dich kennt."

„— Ja", sagte Gabrielle, „mein Vater war bei ihm, unmittelbar bevor er den Unfall hatte. Er ließ ihn danach zurück in seine Wohnung bringen, wo mein Vater dann auch gestorben ist."

„Ach", sagte Elisabeth, „das wußte ich nicht. Ist es dir unangenehm, wenn er . . ."

„Nein. Was tut er in Siofok?"

„Er ist da auf dem Lande."

„Aber wie kommt er überhaupt nach Siofok? Und wie hast du ihn kennengelernt?"

„In Gesellschaft. Ich habe ihn zu Tisch gebeten, weil ich der Meinung war, es werde dich zerstreuen, einen Bekannten . . ."

Gabrielle fand diese Art manchmal merkwürdig, auf die ihre Kusine Leute kennenlernte, sagte aber nichts. Auch ihren Wunsch nach „Zerstreuung" teilte sie nicht.

Gasparinetti erschien ein paar Minuten vor acht Uhr.

Er trat mit großer Selbstverständlichkeit auf, sagte aber zu Gabrielle: „Ist es nicht sonderbar, daß wir uns hier wiedersehen? Ich freue mich jedoch aufrichtig, Sie nach unserer letzten, so traurigen Zusammenkunft in einer Umgebung wiederzufinden, die Ihnen zweifellos wohltut. Sie sehen vorzüglich aus."

Gabrielle fand es überflüssig, etwas zu erwidern, und man ging zu Tisch. Gasparinetti machte Elisabeth ein wenig den Hof. Er sah elegant aus wie gewöhnlich und schien Elisabeth zu gefallen. Gabrielle sprach wenig oder nichts, und Elisabeth schien ihren Zweck, sie durch die Anwesenheit des Rittmeisters zu zerstreuen, verfehlt zu haben. Gabrielle, nachdem der Tod ihres Vaters ihr durch das Gedächtnis gegangen, fiel auch der Abend bei den Flesses wieder ein. Es war merkwürdig, daß sie überall, wo sie diesen Menschen schon gesehen, auch einen Toten gesehen hatte.

Nach Tisch führte die Pronay, begleitet von Gabrielle, den Rittmeister im Hause umher. Sie tat es ohne bestimmte Absicht und offenbar nur deshalb, weil alle Leute, die früher schlecht gewohnt haben, sich bemüßigt finden, Gästen ihre neuen Räume zu zeigen.

Vor einer Wanduhr mit silbergetriebenem Zifferblatt blieb der Rittmeister stehen.

„Diese Uhr", sagte er, „erinnert mich ein wenig an eine andere, die wir bei uns zu Hause hatten. Es war eine sogenannte Telleruhr. Sie stammte, glaube ich, aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Sie hing, vor einem Samtbrett mit goldenem, geschwungenem Rand, in einem Ringe an einem großen messingnen Nagel. Das Zifferblatt war in Silber getrieben, der Rahmen gleichfalls aus Silber und mit getriebenen Trophäen: Fahnen, Geschützen, Trommeln und dergleichen bedeckt, das Ganze im Stil Ludwigs des Fünfzehnten, wie denn diese — wie man sagte — ziemlich kostspielige Uhr auch von meiner Urgroßmutter — oder ist es deren Mutter gewesen? — persönlich aus Paris mitgebracht worden war. Überhaupt war diese Frau eine Verschwenderin, und es hieß, daß sie ihre häufigen Fahrten nach Paris vierspännig und mit Schimmeln unternommen habe. Winters aber pflegte sie vor den Leuten der Provinzstadt, in der sie lebte, mit gezähmten Hirschen, die in ihren Schlitten gespannt waren, zu paradieren. Aber es muß ihr eine arge Unannehmlichkeit gewesen sein, wenn die Hirsche im Februar anfingen, die Geweihe abzuwerfen. Vielleicht war es ihr so peinlich, als hätte sie ihre eigenen Zähne verloren.

Übrigens besaßen wir auch noch ein Bild von ihr. Es war ein Pastellbild unter Glas und stellte sie mit weißgepudertem Haar und mit einem Solitär an der Brust vor. Der Ausdruck ihres Gesichts war ein ungemein lebendiger. Sie muß eine schöne Person gewesen sein, nur traten ihre Augen zu stark hervor. Sie trug eine weiße Atlasjacke, mit Zobel verbrämt."

II.

Gasparinetti ließ die Pronay entzückt von seiner Art und Gabrielle im Zustande der Verstörtheit zurück. — „Wie heißt die Dame, von der Sie geredet haben?" hatte sie nach langer Zeit zu fragen vermocht. — „Sie werden den Namen nicht behalten können", hatte er geantwortet. „Es war eine Russin." Danach hatte er von anderen Dingen gesprochen.

Sie begriff nicht, daß sie sich nicht mit der naheliegenden Erklärung zufrieden geben konnte, Porträts aus jener Zeit sahen einander wahrscheinlich überhaupt ähnlich. Alle Damen hatten ja damals weißgepudertes Haar und Diamanten getragen, und warum sollten nicht auch weiße Atlasjacken mit Zobelverbrämung, zumindest vorübergehend, Mode gewesen sein? Oder aber es waren eben wirklich zwei Porträts einer und derselben Person, von denen die Rede gewesen war. Man ließ damals doch Bilder von den Malern kopieren, wie man heutzutage photographische Abzüge herstellen läßt. Ganz gut konnte die Person, welche die Silberuhr aus Paris mitgebracht hatte, eine hierzulande verehelichte Wiasemskaja gewesen sein. Gasparinetti hatte ja gesagt, sie sei Russin gewesen.

„Wo hing jenes Bild?" hatte Gabrielle schließlich noch zu fragen vermocht. Und Gasparinetti, weil sie immer wieder davon anfing, hatte nach einem aufmerksamen Blick geantwortet: „In Wien." — „Kommt Ihre Familie denn nicht aus Italien?" fragte sie. — „Ja", antwortete er. „Aber dies ist schon lange her."

Wenn sie also nicht annehmen wollte, Gasparinetti habe von Rußland oder Pufendorf von Wien gesprochen, so mußten ihr diese Deutungen genügen. Aber sie genügten ihr nicht. Sie erschrak bis ins Herz vor Gasparinetti. Er hatte ihr ja immer schon merkwürdig geschienen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1942/0055

gefördert durch
Baden-Württemberg

Die glänzenden Erfolge der japanischen Wehrmacht haben nicht nur die Engländer und Amerikaner überrascht. Man hat wohl die Erfahrungen unterschätzt, die Japan seit Jahren auf dem ungeheuren Kriegsschauplatz in China gesammelt hat. Unser Bild zeigt einen Ausschnitt aus dem Kampf um das Delta des Perlenflusses. Die natürlichen Voraussetzungen waren hier denen der Kämpfe auf der malaiischen Halbinsel ähnlich

von der englischen Propaganda leugnen ließe. In der umseitig unten links stehenden Karte, die wenige Wochen vor Ausbruch des ostasiatischen Krieges in der amerikanischen Zeitschrift „Life" erschienen ist, wird die Rolle, die Singapur in einem ostasiatischen Kriege spielen sollte, besonders deutlich unterstrichen: Singapur sollte der große Stützpunkt für die britischen Verstärkungen sein; von Singapur aus sollten, wie das britische Ostasien-Geschwader es ja auch vergeblich versucht hat, die japanischen Operationen gestört werden. In die mutmaßlichen Unternehmungen der Japaner hat der Kartenzeichner den Versuch, Singapur zu nehmen, gar nicht erst eingerechnet, weil er in diesem Punkte einen Erfolg der japanischen Wehrmacht für vollkommen unmöglich hielt. Von Singapur, Port Darwin und Manila aus wollten England und Nordamerika alle Nachschubwege der Japaner äußerst empfindlich stören und von Guam aus die Moral des japanischen Volkes durch die Bombardierung Tokios schwer erschüttern. So hatte man es sich wenigstens gedacht. Wie es in Wirklichkeit kam, zeigt die andere, nach japanischen Angaben gezeichnete Karte, die die gesamten Operationen der Japaner vom 8. Dezember 1941 bis zum Fall des „Gibraltars des Ostens" wiedergibt. Aus dem von den Amerikanern prophezeiten 90-Tage-Sieg ist eine 65-Tage-Niederlage der Briten und Nordamerikaner geworden. Erreicht wurde dieser Erfolg nicht nur durch die glanzvollen Leistungen der japanischen Wehrmacht, sondern auch durch die diplomatische Vorbereitung, durch die Französisch-Indochina und Thailand aus der gegnerischen Einkreisungsfront herausgehalten werden konnten. Japan erhielt damit ein hervorragendes Aufmarschgebiet für seinen Stoß nach Süden und — für die weiteren Phasen des Krieges — nach Westen gegen den Nachschubweg der Tschungking-Chinesen: die Burmastraße.

Die Karte auf Seite 5 (vor allem der Vergleich mit dem eingezeichneten Großdeutschen Reich) gibt eine Vorstellung von der Ausdehnung der japanischen Operationen. Neben den Landungen und den eigentlichen Kämpfen steht dabei auch noch die Überwachung der Küste, die wegen ihrer Länge von rund 3000 Seemeilen nicht völlig besetzt werden kann. Unsere Aufnahme zeigt japanische Soldaten vom Küstenwachdienst beim Durchsuchen einer chinesischen Dschunke, die bei dem Versuch, die japanische Blockadesperre zu durchbrechen, gefaßt wurde

Das heißt, sie glaubte vor Gasparinetti zu erschrecken — plötzlich aber merkte sie, es sei eigentlich Pufendorf, vor dem sie — zum wenigsten ebensosehr — erschrocken war.

In Wirklichkeit wußte sie ja von diesem Menschen, den sie liebte und der sie heiraten wollte, nichts, oder so gut wie nichts. Wenn man angab, aus Rußland zu kommen, so war nichts mehr kontrollierbar, und man konnte ebensogut behaupten, vom Monde gekommen zu sein. Auf Pufendorf hatte Lukawsky einen Verdacht gewälzt, den sie keinen Moment geteilt hatte. Ja, sie haßte nun Lukawsky ebensosehr, wie Pufendorf vorgab, ihn zu hassen. Aber in der Finsternis der Nacht, in der sie wach lag, begann sie die Möglichkeit zu erwägen, daß der Major sich dennoch nicht getäuscht habe. Pufendorf selbst sprach zwar immer nur lächelnd von diesem Verdachte. Eine solche Tat wäre, bei seiner ganzen Art, undenkbar gewesen, und die Arme, in die er Gabrielle schloß, waren alles eher als herkulisch. Es waren zwar nicht gerade schwächliche, aber doch ziemlich nichtssagende, keinesfalls besonders kräftige Arme. Nun schienen die Falten eines Scharlachmantels geheimer und unerhörter Verbrechen darüberzufließen.

•

Am andern Morgen empfing Gabrielle einen Brief von Marschall. Er schrieb aus Pest, daß er sie in der Wohnung der Pronay gesucht, jedoch nicht gefunden habe, und daß er nun bitte, sie in einer Angelegenheit, die er für wichtig halte, in Czege sprechen zu dürfen.

In jeder andern Situation hätte sie diesen Besuch abgelehnt. Sie hatte mehr und mehr Abneigung gegen die Offiziere ihres Vaters empfunden, ja einzelne, zum Beispiel den Major Lukawsky, hassen gelernt. Daß aber Marschall sich eben jetzt ansagte, schien ihr — sie wußte nicht genau warum — Erleichterung in die Wirrnis des Zustandes bringen zu sollen, in welchem sie sich befand.

Elisabeth sagte, Gäste, besonders männliche, könnten nie schaden; und Gabrielle gestand sich ein, diese Empfindung zu teilen. So antwortete sie dem Rittmeister, daß er erwartet werde. Er solle drahten, und man werde ihm den Wagen an die Bahn schicken.

Es regnete. Vom Westen her wälzte in gespenstischer Beleuchtung ein Sturm hohe Wogen aus flüssigem Nephrit in die gewaltigen Landschaften aus Schilf, welche das südliche Ende des Sees säumten. In der Ferne lag der Felsen von Tihany, von Nebeln umwebt. Die Wolken, mit großer Schnelligkeit weitergerissen, flatterten tief herab.

Marschall erschien am übernächsten Vormittag. Die ganze Zeit hatte es geregnet, der Seespiegel war angestiegen, und alle Bäche und Flüsse brachten immer noch große Mengen gelblichen Wassers heran, das in deutlich umrandeten, schaumigen und mit Treibholz durchsetzten Inseln in der grünlichen Flut schwamm. Nur der Sturm hatte ein wenig nachgelassen.

Als Marschall im Wagen die Hügel herabkam, auf deren Hang das Dorf Czege lag und wo total verregnete Lockenschweine, sogenannte Mangolitzas, sich unter die Büsche verkrochen hatten, sah er das Schloß anscheinend ganz inmitten der riesigen Schilfwälder liegen, welche hier aus dem Wasser so weit in das Land hineinwuchsen, daß auf große Strecken nicht zu erraten war, wo der See endete und das Land begann. Auch das Schloß selbst lag auf einer Landzunge, wiederum von einem Wassergraben umgeben, der zum Teich geworden war und mit dem See in Verbindung stand. Binsen und Seerosen wuchsen bis an die Mauern heran, und einzelne Bäume, wie Frauen mit zerrauftem Haar, wälzten ihre Kronen im Winde über dem Teich. Czege war einstöckig, mit kahlen Mauern, und hatte an den vier Ecken Ansätze zu würfelförmigen Türmen. Der Bewurf der Mauern war vom angewehten Regen durchnäßt. Das Dach bestand aus Schindeln, die schwarz vor Nässe glänzten.

Durch das Tor, zu welchem man über eine Brücke gelangte, rollte der Wagen in einen viereckigen Hof, der mit Schieferplatten gepflastert war. Eine offene Renaissancetreppe führte zum oberen Stockwerk. Der Regen peitschte in den Hofraum.

Die Pronay zwar versicherte dem Rittmeister, daß es nicht immer so sei, im Gegenteil — es sei meist sogar außerordentlich heiß. Wenn es aber regne, so finde man in Siofok oder Balatonfüred immer Gesellschaft genug, auch jetzt noch im September.

„Zu gütig, mich aufmerksam zu machen", sagte Marschall. „Aber ich darf Ihre Gastfreundschaft ohnedies nicht allzu lange in Anspruch nehmen, und überhaupt würde ich am ganzen See bestimmt keine liebenswürdigere Gesellschaft finden als hier."

Er sollte sich irren. Die Vermutung, daß zumindest ein Mensch anwesend sein könne, der keinesfalls zu dieser liebenswürdigen Gesellschaft zu zählen war, sollte den Aufenthalt schließlich alles eher als angenehm machen. — Nach Tisch ließ die Pronay den Rittmeister und Gabrielle allein. Bals danach hörte man sie aus dem Hof fahren, offenbar nach Siofok.

„Es tut mir leid", sagte Marschall zu Gabrielle, nachdem die beiden dem Geräusch des Wagens, der sich entfernte, eine Zeitlang nachgelauscht hatten, — „es tut mir leid, daß ich Sie nicht in Pest getroffen. Ich hätte, wären Sie dort gewesen, meine Absicht wahrmachen können, gleichfalls eine Zeit in der Stadt zu bleiben; und ich hätte Sie gebeten, Sie hin und wieder sehen zu dürfen. Es wäre mir auf diese Art möglich gewesen, Sie mit der Bitte, die ich an Sie zu richten habe, vertrauter zu machen als hier, wo ich nicht viel länger bleiben kann als ein paar Tage — war es doch ohnedies mehr als freundlich von Frau Pronay, mich überhaupt einzuladen. Es kommt, was ich Ihnen sagen will, zweifellos so überraschend, daß ich es Ihnen ebensogut heute schon sagen kann wie übermorgen. Ich möchte Sie bitten, meine Frau zu werden."

Es war Gabrielle, während er sprach, ganz so, als sei es nicht eigentlich er, der zu ihr spräche. Es hätte auch Fonseca sein können oder Engelshausen. Und durch seine Stimme meinte sie Lukawsky zu hören. Es konnte sogar auch ihres Vaters Stimme mit dabei sein.

Er sprach liebenswürdig, aber unpersönlich. Es war der Ton aller jüngeren Offiziere, die sie kennengelernt hatte. Aber es war eben durchaus bloß der Ton der Offiziere. Von irgend etwas, das sie als Frau nicht verstand, waren diese Worte diktiert. Pufendorf, wenngleich er selbst Offizier gewesen, hatte niemals in diesem Tonfall zu ihr gesprochen.

„Herr von Marschall", sagte sie, „Sie kennen mich kaum, um nicht zu sagen, daß ich Sie kaum kenne. Wir haben einander Monate nicht gesehen. Was veranlaßt Sie, von Wien nach Pest und von Pest hierher zu reisen und mir diesen Antrag zu machen?"

„Ich war natürlich gefaßt auf diese Frage", antwortete er. „Ich habe sie mir die letzten Tage und wohl auch schon früher fortwährend vorgehalten. Es hätte keinen Zweck, Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe. Vielleicht aber würde ich Sie lieben lernen . . . Die Ursache, daß ich Ihnen diesen Antrag mache, ist, kurz gesagt, diese: Einen Tag bevor Lukawsky zu jenem Duell antrat, hat er mir geschrieben und mich gefragt, ob ich Sie nicht um Ihr Einverständnis, meine Frau zu werden, bitten wolle."

Es war eben doch eine fremde Stimme gewesen, mit der er zu ihr gesprochen. Und auch die Stimme, mit der sie ihm antwortete, schien ihr nicht mehr ihre eigene, zum mindesten nicht die ihrer letzten Zeit. Sie hätte erwidern können, sie sei mit einem anderen verlobt. Sie hätte es vor wenigen Tagen auch noch erwidert. So aber fragte sie: „Was kann Lukawsky veranlaßt haben, auf diese Dinge zu kommen?"

„Ich weiß es nicht", sagte Marschall und sah sie an. „Das heißt, ich weiß es so sehr oder so wenig wie sie selbst." Da sie nichts erwiderte, fügte er hinzu: „Ich muß Ihnen gestehen, daß ich, als ich den Brief und die darin enthaltene Aufforderung las, ergriffen war. Ich habe also auch nicht vermocht, seine in so merkwürdiger Situation niedergeschriebenen Worte zu kritisieren, sondern sie einfach hingenommen."

Es entstand eine Pause.

„Hatten Sie denn nicht schon vorher mit ihm darüber gesprochen?" fragte sie schließlich. — „Nein." — „Und auch über mich selbst nicht ohne Zusammenhang mit diesem sonderbaren Vorschlag?" — „Kaum." — „Herr von Marschall", sagte sie, „haben Sie eigentlich jemals über mich wirklich nachgedacht?"

„Seit ich mich entschlossen hatte, Sie aufzusuchen, sehr oft."

„Und was halten Sie nun, nachdem Sie mir diesen Antrag gemacht haben, von sich selber?" — Er zog die Brauen zusammen.

„Ich verstehe Sie nicht ganz", sagte er. „Ich habe aber jedenfalls nicht die Absicht, an gewisse Dinge zu glauben, die man sich von Ihnen erzählt. Für mich werden Sie immer Rochonvilles Tochter bleiben — eines Menschen also, den ich um so mehr verehrt habe, als er auch von jedem von uns vorausgesetzt hat, daß keiner aus seinem Herzen weniger machen werde als er selber. Er sprach zum Beispiel nie vom Sterben, und alle Gespräche über Verwundungen waren ihm ein Greuel. Dennoch zweifelte er nicht daran, jeder von uns werde mit der größten Selbstverständlichkeit zu sterben wissen.

Es hieße also auch mich in ein lächerliches Licht setzen, wollte ich etwa sagen, ich sei mir, indem ich Ihnen nähertrete, einer Gefahr bewußt. Ich setze weder voraus, daß Sie die gefährlichen Beziehungen haben, die man Ihnen nachsagt, noch daß ich mich in Gefahr bringe, wenn ich diese Ihre Bemühungen störe. Indem ich Ihnen einen Antrag mache, fühle ich mich weder gefährdet noch entehrt. Ich bitte Sie, mir Ihre Liebe zu schenken, und ich wäre beschämt, könnte ich ein Gefühl, zu dem Sie sich vielleicht entschlossen, nicht mit den Gefühlen erwidern, die Sie verdienen.

Ich habe Ihnen dies also schon in den ersten Stunden unseres Beisammenseins gesagt — aber ich begreife, daß Sie, wenn Sie auch nur einen Gedanken haben, meine Bitte zu erfüllen, nicht ebenso schnell werden antworten wollen. Ja, sollte selbst Ihre Ablehnung schon sicher sein, so werden Sie es nicht geschmackvoll finden, sie mir sogleich mitzuteilen. So wollen Sie mir Ihre Antwort erst in ein paar Tagen geben, in den Augenblicken, bevor ich reise."

III.

Am anderen Morgen fuhr Gabrielle tagsüber nach Komorn. Als sie dort ankam, versuchte sie, den Zustand von Zweifel und Aufregung, in welchem sie sich seit Tagen befand, vor dem Gefangenen zu verbergen. Frauen haben es ja verhältnismäßig leicht, ihre Stimmungen zu verstecken.

Später dachte Gabrielle oft darüber nach, ob Pufendorf ihr nicht dennoch alles angemerkt habe; das heißt, sie dachte eigentlich nur über die Art nach, auf die er es ihr angemerkt; denn es stellte sich heraus, daß er es ihr angemerkt haben müsse. Wer schließlich Wochen und Monate nichts zu tun hat, als die leisesten Wandlungen in der Stimmung seiner Geliebten zu beobachten, fühlt vielleicht auch Dinge schon voraus, noch ehe sie selber sie weiß. Es ist überhaupt sehr schwer, den Moment zu bestimmen, in welchem irgend etwas eintritt. Oft will es scheinen, es sei mit gewissen Wellen aus unsichtbaren Substanzen schon längst da, noch ehe es da ist.

•

Nachdem Gabrielle erzählt hatte, daß der Balatonsee mit einer Überschwemmung drohe, entstand eine Leere in ihrem Hirn. Sie wußte, daß sie nun eigentlich hätte sagen müssen, Marschall und Gasparinetti seien angekommen, aber sie brachte es nicht heraus. Doch wußte sie zugleich nicht, was sie anderes sagen solle. Es schien ihr überhaupt grotesk, daß die beiden nun auf einmal in Ungarn waren, niemand hätte eine Erklärung dafür abgeben können, es sei denn eine beunruhigende.

Sie blickte wortlos durch das Fenster, vor welchem ein dünner Regen rieselte, und Pufendorf betrachtete Gabrielle.

Fortsetzung folgt

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1942/0056
gefördert durch Baden-Württemberg

Die letzte Attacke

Als unter dem Einfluß des unerbittlichen russischen Winters die große strategische Offensivoperation eingestellt werden und der deutsche Soldat im Osten zum Abwehrkampf übergehen mußte, begannen die Bolschewisten mit großen Hoffnungen ihren Winterfeldzug, durch den sie unsere Truppen zerschlagen und aus dem eroberten Gebiet hinauswerfen wollten. Nachstehend veröffentlicht „Die Wehrmacht" den Auszug aus einem Gefechtsbericht, der zeigt, mit welchen brutalen Mitteln die Sowjets versuchten, die deutschen Linien einzurennen.

Nach einem dunstigen Morgen heben sich die Nebelschleier und lassen einen weiten Blick in die frostklare Winterlandschaft werfen. Wir stehen auf einem Höhenrücken bei der B-Stelle einer Batterie. In 3000 Meter Entfernung läuft der Rand eines in den Horizont verschwindenden Waldes entlang. Zwischen uns und dem Walde dehnen sich kilometerbreite Felder mit wenigen Büschen. — Plötzlich sind vor uns 60 bis 70 Reiter zu sehen, die nach wenigen Schüssen der Artillerie in der Ferne des Waldes verschwinden. Mit dem Auftreten von Reitern ist gerechnet, und daher wird ihrem Marsch in nördlicher Richtung kein besonderer Wert beigelegt. Rechts von uns, im Süden, wachsen unweit die niedrigen strohbedachten Holzkaten des Dorfes aus dem Boden. Hufeisenförmig zum Walde geöffnet reiht sich ein Haus an das andere. Dies Dorf war schon gestern der Schauplatz schweren Infanteriekampfes gewesen, und auch jetzt zeigt es sich wieder als das lockende Ziel der Angriffe der Sowjetsoldaten.

Da tauchen — wie aus dem Schnee gestampft — vier Panzer vor diesen von einem Bataillon des Regiments besetzten Hütten auf. Nicht tastend und vorsichtig wie sonst kommen diese stählernen Ungetüme herangehumpelt, sondern mit einem auffallenden Schneid fahren sie diesmal geradewegs auf ihr Ziel zu. Einmal nur wird kurz abgestoppt und ein kleiner Kreis gefahren, dann stürmen sie wieder vor. Weshalb schießen die unsichtbar am Dorfrand stehenden Haubitzen und die gut getarnte Pak nicht? fragen wir uns auf der Höhe. Zwar folgt keine Infanterie den rollenden, ständig feuernden Stahlkolossen, aber die Einbruchsgefahr scheint immer größer zu werden. Doch hinter den Geschützen und Kanonen stehen in manchen Kämpfen erprobte Männer, die gestern noch auf nächste Entfernung mehrere Panzer erledigten, deren Trümmer in der weißen Landschaft jetzt als Richtpunkt dienen. Und dann krachen auch schon die ersten Panzergranaten. Brennend fährt der vorderste Panzer noch hundert Meter weiter und explodiert mit schwarzem Qualm. In zehn Minuten hat sich das gleiche Schicksal bei den restlichen drei Ungetümen wiederholt. Sie brennen langsam aus.

Alle Aufmerksamkeit ist noch auf diesen harten schnellen Kampf gewendet, da schreckt uns plötzlich das kurze Kommando unseres in vorderster Linie stehenden Divisionskommandeurs auf und wirft unsere Blicke von Süden nach Osten herum. Sein scharfes Auge hat tief im Walde auf einer langen Schneise reitende Kavallerie erspäht. Es scheinen ansehnliche Mengen von Reitern zu sein, die bald hinter den schneebehangenen Bäumen verschwinden, bald wieder über kleine Lichtungen nach Süden reiten und dann unsichtbar werden. Schnelle klare Befehle gehen durch den Fernsprecher der B-Stelle zur Batterie. In kürzester Zeit schlagen ihre Gruppen drüben ein. Plötzlich kommen aus dem Waldrand 3000 Meter vor uns Reiter hervor. Erst wenige, dann scheinen es 50, 100, 300 zu sein, jetzt brechen rechts und links davon immer neue Massen von Osten nach Westen hervor. Wir wollen es noch immer nicht glauben, daß der Feind uns auf diesem weiten Paradefeld angreifen will. Gelegentlich ist von dieser Möglichkeit gesprochen worden, aber daß der Gegner das Wagnis einer von mehr als einer Eskadron geritten Attacke gegen unsere Waffen und in einem von uns beherrschten Gelände auf sich nehmen würde, ersheint als ein sinnloses Unternehmen. Und dennoch spielt der Gegner se nen Trumpf aus. Die aus dem Walde unregelmäßig herausgesprengenden Reiterschwärme formieren sich in kaum faßbarer Schnelligkeit zu einem Gliede, ein zweites setzt sich dahinter.

Es ist ein unbeschreibliches Bild, wie in dieser sonnenklaren Winterlandschaft, Bügel an Bügel tief über die Pferdekörper gebeugt und mit geschwungenen blitzenden Säbeln, ein Reiter-Regiment in voller Attacke über die Felder rast. Die Zeiten des Mongolensturmes scheinen wiedergekommen zu sein, wo die kleinen schwarzen zottigen Pferde mit ihren wie angewachsen sitzenden Asiaten im unaufhaltsamen Strom ins Abendland einbrachen.

Dann aber ist der Zauberbann gebrochen. Der Beobachtungsoffizier ruft die Schießgrundlagen in den Fernsprecher. Die auf der Höhe sichernden

Zeichnung: Kriegsberichter Arlart

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1942/0057

gefördert durch
Baden-Württemberg

MG werden auf den Grabenrand geworfen, die Stahlhelme aus dem Gesicht geschoben und die hindernden Fausthandschuhe abgestreift, und jetzt folgt ein Schauspiel, wie es kühner die Phantasie nicht ausmalen kann. Aus offener Feuerstellung schießt die Batterie. Zischend jagen die ersten Geschosse und fahren in die heranstürmenden Massen. Ihnen zu gesellen sich mit rotem Feuerschweif die Sprenggranaten der Paks. Auch aus dem Dorf südlich von uns feuern nun alle Rohre. Eine einzige geballte Wolkenwand von detonierenden Granaten steht bald über den immer weiterstürmenden Eskadronen. Der einmal gewonnene Schwung scheint sich nicht mehr hemmen zu lassen, selbst wenn mitten hinein in die zusammengeballten Pferdeleiber die berstenden Granaten riesige Lücken reißen. Ja, es vollzieht sich noch eine in dieser Feuermasse unerklärliche Rechtsschwenkung, so daß die Spitze des Regiments geradezu auf die offene Seite des hufeisenförmig gebogenen Dorfes einstürmt.

Unsere Artilleristen haben sich auf wirksamstes Abprallfeuer eingeschossen. Pferdeleiber fliegen durch die Luft und klatschen zerfetzt nieder. Reiter wirbeln durcheinander, und ein ungeheures Knäuel von Männern und Pferden entsteht. Was eben noch in Ordnung wie auf dem Paradefelde heranritt, ist zu einem hilflosen Haufen zerschmettert. Kleine Gruppen von reiterlosen Pferden brechen schweißtriefend, mit zitternden Flanken und schäumendem Maul nach allen Seiten aus. Die Masse irrt ständig im Kreise hin und her, wogend wie ein Kornfeld im Sturm. Bald nach rechts, bald wieder nach links galoppierend pressen sich die in dieser Feuerhölle wild gewordenen Tiere wirr in ihrer Angst zusammen, alles noch Lebendige unter ihren Hufen zertretend. Die wenigen Reiter, die noch aufsitzen, verschwinden in dieser zusammengeballten Masse. Immer wieder schlagen heulend die einzelnen Gruppen der Artillerie hinein und hauen mit den Pakgeschossen den letzten Anflug von Angriff zusammen.

Mitten in dieses letzte Aufbäumen hinein prescht aus derselben Stelle des Waldes ein zweites Kavallerie-Regiment zur Attacke vor. Unvorstellbar, daß nach diesem blutigen Zusammenschlagen sämtlicher Eskadronen eines Regiments dasselbe Schauspiel sich wiederholen würde. Die Entfernung, die Angriffsrichtung ist bekannt, und so vollzieht sich die restlose Vernichtung auch dieses zweiten Treffens nur noch schneller. 30 Reiter, weit voran ein Offizier mit hoch geschwungenem Säbel, auf einem herrlichen schnellen Pferd, kommen als einzige der tausend Mann bis kurz vor das Dorf. Hier erst tun sie in unserem MG-Feuer den letzten Sprung.

Die weiße Schneefläche, die vor einer halben Stunde kahl und still dalag, ist ein rotgeflecktes Leichentuch geworden. Auf die Waldränder, auf das Dorf, auf unsere Höhe zu kommen in müdem Trab mit hängender Zunge die abgehetzten kleinen Kosakenpferde. Die hohen Sättel sind leer. Ein paar Kavalleristen sieht man hier und da sich mühevoll in Deckung schleichen. Im Gelände irren noch ein paar Versprengte herum. Was da noch vor 30 Minuten heranbrauste, ist im Hagel der Granaten zerschmettert.

Eine tiefe Stille ist jetzt im Augenblick über dem Schlachtfeld. Alles schaut noch einmal dorthin, wo eben wie im Traumbild die vielen Pferde über den Boden sprengten. Eine der ersten großen Attacken des zweiten Weltkrieges ist hier an der Ostfront geritten worden und endete mit der völligen Vernichtung des Angreifers. Es wird wohl eine der einzigen Attacken bleiben, vielleicht eine der letzten der ganzen Kriegsgeschichte.

Über die Meere der Welt

FEINDFAHRT MIT „ADMIRAL SCHEER"

VON KRIEGSBERICHTER JOCHEN BRENNECKE

3. Fortsetzung

Arbeitskommandos springen in die großen Verkehrsboote. Funker und Maschinenpersonal rutschen mit rüber, um nach Werkzeugen usw. Umschau zu halten. Was können wir nicht gebrauchen? Auf der „Duquesa" hat man bereits alles zum Löschen klargemacht. Eine der vorderen Luken ist geöffnet, und als ich an Bord steige, schweben mir bereits einige Kisten entgegen. Es sind Kisten aus schmalen auf Lüftung genagelten Brettern. Ah, siehe da — die Eier! Unsere Eier!!

Bei dem Auspacken bekommt man einmal einen Einblick in die Kühlanlage und Kühlräume, die sich über fünf Decks verteilen.

Angesichts solcher Anlagen beginnt man zu begreifen, welch ein wertvolles Schiff wir auch mit diesem Kühldampfer geschnappt haben. Es liest sich stets sehr leicht: Kühlschiff versenkt. Und nur wenige mögen sich einen klaren Begriff machen von dem Wert eines solchen Schiffes und damit von dem Verlust für England.

In all den vielen, verhältnismäßig kleinen Kühlräumen, deren Wände aus fast viertelmeterstarken festgefügten Bohlen bestehen, liegen riesige Rohrschlangen, durch die die Kälte gedrückt wird. Die Räume selber sind innen noch mit starkem Blech ausgeschlagen, selbst die Lukendeckel tragen diese Verkleidung. Ein Blick in den oberen Raum läßt uns das Herz im Leibe hüpfen. Kiste neben Kiste sauber und kunstgerecht gestapelt.

Fleißig schuften die Neger. Dabei strahlen sie über ihre schwarz glänzenden Gesichter, denen man keine feindseligen Gedanken abzulesen vermag.

Im Gegenteil.

Die Engländer bedienen die Winschen, und ein alter englischer Bootsmann leitet das Heraushieven der Kisten mit sehr viel Geschick und vor allem mit einer verblüffenden Selbstverständlichkeit. In Paketen zu vier, fünf und mehr Kisten schweben die Eierkisten aus dem Raum an Deck und werden von dort in die Verkehrsboote gegeben. Daß dabei hin und wieder einmal eine Kiste aufbricht, daß sich die Eier an Deck umhertummeln, das bleibt nicht aus. Überall gelbe Flecken, überall Eierschalen, über die knirschend und knisternd schwere Seemannsstiefel stampfen.

Unsere Seeleute vom Prisenkommando strahlen und berichten, sie schwämmen nur so in Eiern.

„Herr Leutnant, haben Sie schon gefrühstückt?"

„Gewiß doch."

„Was gab's denn da drüben?", und er zeigt auf den grauen „Scheer".

„Na, Marmelade, mein Lieber!"

„Was! Wie heißt denn Ihr SVO (Schiffsverwaltungsoffizier)?"

Einer von unserem Schiffsvolk will am Morgen zehn Spiegeleier verdrückt haben. Von einem andern kommt die sagenhafte Kunde, er hätte es so mit fünfzehn rohen Eiern zum ersten Frühstück bewenden lassen.

Ein köstliches Bild bietet sich in der Messe, als sich zum Mittagessen die Seeleute, Matrosen, Gefreiten, Unteroffiziere und Feldwebel einfinden, sich wie die noblen Passagiere von den eifrigen, auffallend eifrigen, weißgekleideten englischen Stewards bedienen lassen. Seeleute finden sich ja gut und gerne in jeder Lebenslage zurecht, und so ein bißchen Schauspielern liegt ihnen nun mal im Blut. — Was Wunder, wenn sie hier im Scherz die dicken Herren markieren und so tun, als seien sie samt und sonders Petroleummagnaten, denen es auf eine Hundertpfundnote mehr oder weniger nicht ankommt, die bestellen dürfen, ohne nach dem Preis zu fragen.

Churchill bezahlt's ja. Geht schon in Ordnung!

Mit unnachahmlicher Grandezza, silbrige Perlen auf der Stirn, umbraust der Steward unsere Soldaten, die gönnerhaft so von oben herab fünf, sechs oder acht Eier, so oder so zubereitet, bestellen. Nebenbei verabreicht man noch eine phantastische Bouillonsuppe, Braten und geröstete Kartoffeln.

Welch ein Genuß, eine Apfelsine zu essen, von denen „Duquesa" leider nur ein paar Kisten für die Passagiere an Bord hat. Man probiert das Ginger Ale, lobt es oder stellt es, sich schüttelnd, schnell wieder hin. Das Zeug muß irgendwie mit Pfeffer oder Paprika gewürzt sein, soll aber gut für den Durst in den Tropen sein.

SVO und Stabsarzt besichtigen die Lasten. Tee steht in solchen Mengen herum, als sei das überhaupt kein rarer Artikel. Man findet noch einige Tunken und Zutaten, die auf „Scheer" kommen sollen. Auch das Gebäck, die Kekse und Zuckersachen werden die Weihnachtsstimmung erhöhen helfen. Die Getränkelast hat auch einiges herzugeben, guten Black and White und vor allem einige Weine.

Ein Blick in die Proviantlast — Donnerwetter —, da liegen ja gefrorene Hühner, Gänse, mächtige Puten, Hasen, Gemüse jeder Art — das kann „Scheer" gebrauchen. Es sind immerhin 100 Stück Geflügel, die das Fest schmackhafter machen sollen. Auch an Äpfeln fehlt es nicht. Sie schmecken und sind wundervoll erfrischend.

Unsere Seeleute, befragt, wie sie denn mit den Gefangenen auskämen, antworten einstimmig, daß besonders die Neger sehr deutschfreundlich seien. Sie hassen die Engländer und lassen keine Gelegenheit vergehen, dies zum Ausdruck zu bringen. Auch vier Iren sind an Bord, die sich entsprechend benehmen und immer wieder wünschen, daß England recht bald niedergerungen werde.

Auf dem Achterschiff treffe ich zufällig einen deutschsprechenden Schwarzen. Man sagt, daß der Neger — nein, das heißt coloured man, farbiger

Fortsetzung auf Seite 12

Aber eisern...

sagt **Metallarbeiter Wilhelm K... aus Essen.**

„Klar - wir müssen jetzt gewaltig ran, die Arbeit türmt sich. Dafür verdiene ich aber auch ein schönes Stück Geld. Jetzt wird eisern gespart. Wenn erst der Krieg vorbei ist, dann will ich auch draußen meinen Garten haben. Das ist viel besser, als jetzt alles mögliche unnütze Zeug zu kaufen."

Fünf einzigartige Vorteile:

1. Wer eisern spart, zahlt weniger Steuern und Sozialbeiträge.
2. Die Höhe des Krankengeldes berechnet sich trotzdem nach dem vollen Lohnbetrag.
3. Der Sparbetrag wird zum Höchstsatz verzinst.
4. Das Sparguthaben ist unpfändbar.
5. Das Sparguthaben wird in Notfällen, bei der Geburt eines Kindes und bei der Verheiratung einer Sparerin, auf Antrag sofort ausgezahlt.

Haben Sie Ihre Spar-erklärung schon ab-gegeben?

Spare eisern jetzt im Krieg, kaufen kannst Du nach dem Sieg!

Das ist PELLE, den man rief als Kartoffel-Detektiv!

Im Kartoffelreich herrscht Grimm:
„So etwas ist wirklich schlimm!",
Hört man überall die Rede.
„Statt, daß heute von uns jede
Knolle ihren Zweck erfüllt,
Nährwert gibt und Hunger stillt,
Werden wir oft falsch behandelt,
Und verschwendet und verschandelt!
Nein — so geht es nun nicht mehr:
Hier muß Meister PELLE her,
Um als Detektiv zu späh'n,
Wo wir nutzlos untergehn!"

PELLE *wird nun hier berichten.*
Leute — lernt aus den Geschichten!

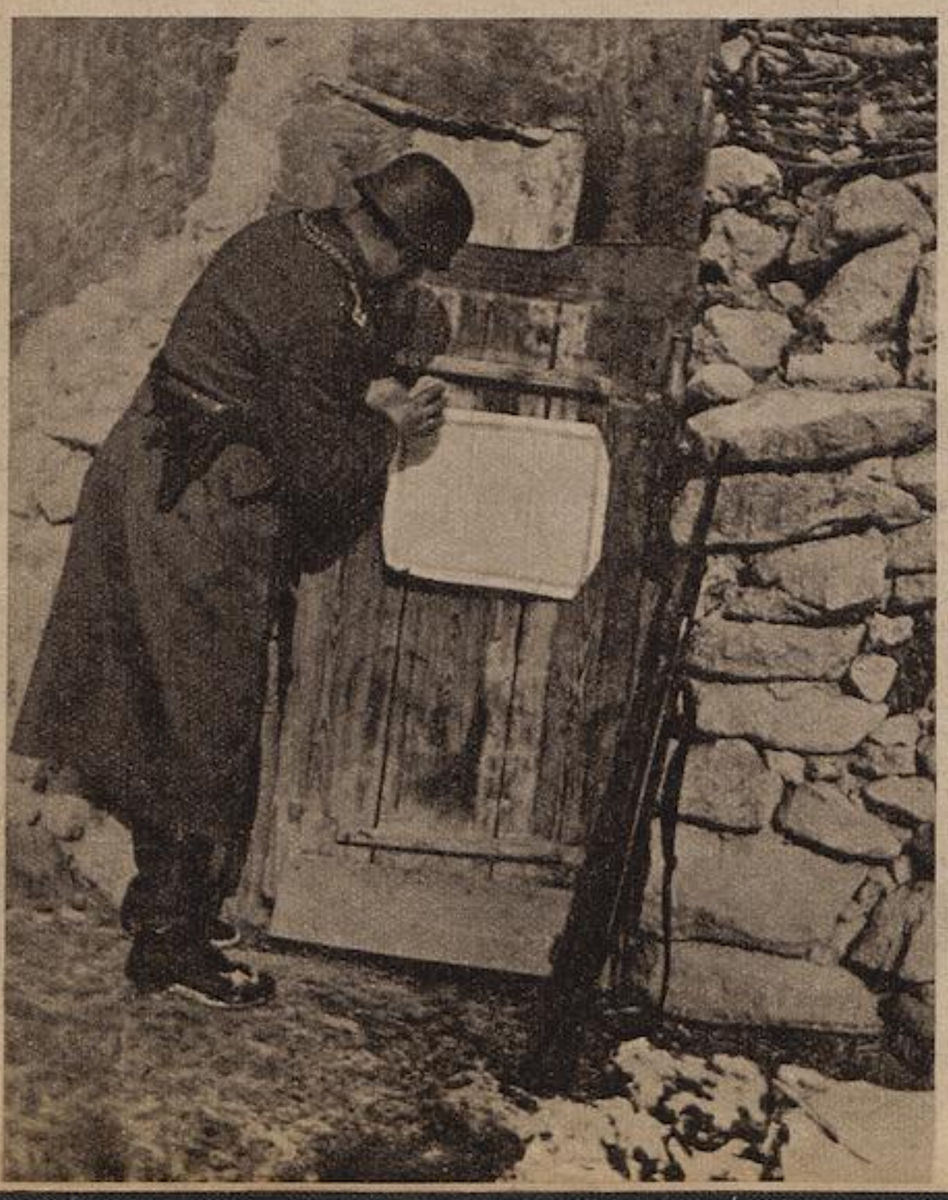
UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1942/0058

gefördert durch Baden-Württemberg

Jagd auf Heckenschützen
IM JAILA-GEBIRGE

Über die endlosen Serpentinen der Paßstraße bei Jalta arbeitet sich eine Munitionskolonne durch die Nacht. Rechts und links streben die steilen Felswände bis zu den vereisten Graten des Gebirges empor. Die Nacht ist hell. Mondschein spiegelt sich in den Schneewehen des Straßengrabens. Räder knirschen über das Glatteis. Pelzvermummte Fahrer halten in froststeifen Händen die Zügel, das schußbereite Gewehr um den Hals gehängt. Hüh-Rufe und Peitschenknallen über dampfenden Pferderücken. Zehn Kilometer weiter vorn grollt das Duell der Artillerie vor Sewastopol und bricht sich in hundertfachem Echo an den Felsen. Zu diesen Geschützen bringen bis zum Morgengrauen die Fahrzeuge ihre Granaten und Kartuschen, die eine Bresche schlagen sollen in den Bunkergürtel der Seefestung. Von See aus tasten Scheinwerfer über die Hänge. Schiffsgeschütze schleudern ihren stählernen Segen vor die Spitze der Kolonne. Splitter surren als Querschläger von den Wänden herunter, bohren sich irgendwo in den Schnee. Dann hört man wieder das monotone Rauschen der Brandung, die ihre Gischt an den Strand mit den schneebedeckten Palmen wirft. Plötzlich sieht der Kolonnenführer aus einer Senke ein Licht emporsteigen. Immer höher, bis es hoch über dem Kamm als heller Schein stehenbleibt. Im Nachtglas erkennt er einen Ballon mit einer Laterne. Heckenschützen sind am Werk, wollen der roten Flotte Sichtzeichen für ihre Artillerie geben. Nun pfeifen wieder die Granaten über die Straße, detonieren etwas höher in einer Schlucht. Aber die Kolonne kennt nur ihren Auftrag. Weiter rollen die Räder der Front zu, als ob sie der ganze Feuerzauber nichts angeht. Beim Div.-Gefechtsstand meldet der Führer den Vorfall. Der Abwehroffizier setzt einen Trupp Feldgendarmerie in Marsch, der beim Morgengrauen die Berge durchkämmt. In beschwerlichem Marsch durch tiefen Schnee dringen die Gendarmen bis zur Schlucht vor, erklettern die Felsen und entdecken die Felshöhle, die den Partisanen als Unterschlupf diente. In der Verkleidung eines harmlosen Schafhirten wird der Rädelsführer festgenommen und seiner gerechten Bestrafung zugeführt. In der nächsten Nacht wird die feindliche Artillerie die Straße nicht mehr so leicht finden



IM VULKANISCHEN GESTEIN DES JAILAGEBIRGES GIBT ES UNZÄHLIGE HÖHLEN, DIE GUTEN UNTERSCHLUPF BIETEN FÜR HECKENSCHÜTZEN UND VERSPRENGTE HAUFEN. NACH HALSBRECHERISCHEN KLETTERTOUREN ÜBER STEILE HÄNGE WERDEN SIE ABER TROTZDEM VON DEN STREIFEN ERREICHT

BEI EINER SCHAFHERDE SIND MEHRERE ZIVILISTEN ENTDECKT WORDEN. ZWEI MÄNNER DER STREIFE LEGEN SICH MIT GUTEM SCHUSSFELD IN DECKUNG. DER STREIFENFÜHRER RUFT DEN BOLSCHEWISTEN EIN „STOI!" ZU UND GIBT IHNEN DURCH ZEICHEN ZU VERSTEHEN, DASS SIE STEHENBLEIBEN SOLLEN. DANN GEHT ER HINUNTER, UM DIE VERDÄCHTIGEN ZU KONTROLLIEREN (BILD OBEN). EIN EHEMALIGER SOLDAT, VON EINHEIMISCHEN ALS „POLITRUK", ALS KOMMISSAR, BEZEICHNET, WIRD FESTGENOMMEN. IN SEINEM GEPÄCK BEFINDET SICH MATERIAL, DAS IHN ALS ARTILLERIE-BEOBACHTER VERRÄT (BILD UNTEN)

SEINE FELSENHÖHLE, IN DER SICH WAFFEN UND LEBENSMITTEL FÜR VIELE WOCHEN BEFANDEN, WIRD ENTDECKT UND AN DER TÜR EINE WARNUNG FÜR ALLE HECKENSCHÜTZEN ANGEBRACHT, DIE ÜBER KURZ ODER LANG TROTZ DES SCHWIERIGEN GELÄNDES DOCH VON DEN GEBIRGSSTREIFEN UNSERER TRUPPEN ENTDECKT WERDEN

TEXT UND PK-AUFNAHMEN: KRIEGSBERICHTER GÜNTHER GREINER

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1942/0059
gefördert durch
Baden-Württemberg

Mann — sein Deutsch auf deutschen Schiffen gelernt habe. Er kennt auch Bremen und Hamburg: „Hamburg sein feine Stadt, gutte Menschen."

Wo er her sei: „Aus Schrumbrumschrum ..." Ich habe das nicht verstanden, aber es muß ein Nest sein, das fünf Meilen von Dakar entfernt liegt. In Dakar sei er auch auf die deutschen Schiffe gekommen. Zuerst habe er auf der „Schwabenland" und später auf der „Ostmark" gefahren. Ob er sich noch erinnern könne, wie der Kapitän von der „Ostmark" hieß. — „No, nicht wissen."

„Hieß er G ...?" — „Oh yes, das sein richtiger Name."

Nur ahnt der Nigger nicht, daß eben dieser Kapitän G. sich an Bord der „Scheer" als Prisenoffizier befindet.

In der Zwischenzeit geht der Löschbetrieb ungehindert weiter. Unerschöpflich scheint der eine Laderaum, einer von den vielen. Neben all den anderen Kostbarkeiten birgt der Dampfer viele Hunderte von Postsäcken in seinem Bauch. Seeleute scheiden sie in feindliche und neutrale Post. Die für England bestimmten, aus den südamerikanischen Staaten stammenden Postsäcke, deren Herkunft an den buntfarbigen, von oben nach unten verlaufenden Streifen schon von weitem kenntlich ist, nehmen wir an Bord. Feindpost unterliegt der Untersuchung.

Um drei Uhr wird seeklar befohlen. In Hast und Eile krachen die letzten Kisten in die Boote. Unsere Maschinisten sind auch nicht müßig gewesen. Einen ganzen Möbelwagen voll für sie wichtig erscheinende Geräte usw. haben sie zusammengetragen, angefangen vom Werkzeugschlüssel bis zum Messingblech. Unser Oberbootsmann wird sich über den Eifer seiner Soldaten nicht minder die Haare raufen. Werg, Segeltuch, Eimer, Pinsel aller Sorten liegen herum und geben dem Boot die richtige Belastung. Wenn wir den allzu rührigen englischen Bootsmann nicht gebremst hätten, hätte er auf dem Verkehrsboot einen Wolkenkratzer gebaut ... Ihm ist es anscheinend ganz egal, wo und was er arbeitet. Auch so was gibt's. In dem Boot sieht es aus wie in einem Trödlerladen. Man hat kaum noch Platz, und voll ist der Kahn, du meine Güte, wenn er einen Wellenberg raufklettert, blinzelt die See des Heckwassers über die Reling. Auf „Scheer" gibt es einige Freudensprünge. Der Bootsmann strahlt über die herrlichen Schweinsborstenpinsel und führt die Weichheit dieser Borsten seinen verdutzten Kameraden an der Nase vor. An deren Nasen. Wohlbemerkt. Die Kameraden finden die Borsten gar nicht weich und behaupten sogar, so etwas gehöre sich nicht. Dieses hält unsern frohen Bootsmann aber nicht weiter ab, dennoch vergnügt zu sein.

Unser SVO versprach nicht zuwenig. Er serviert der Besatzung ein Abendessen „à la Herzogin" — Rührei in Schüsseln, soviel jeder mag, Wurst wie gewünscht, und Butter wird nicht mehr zugeteilt.

So wie das Abendessen fällt auch das Frühstück aus — es wird wohl noch einmal der Tag kommen, an dem wir die Eier nicht mehr besehen können. Einer findet in seinen Papieren einen alten Eierbezugschein aus der Heimat, dessen Auftauchen größte Heiterkeit auslöst. Wir bedauern es oft, daß wir gezwungen sind, solche Köstlichkeiten selbst zu behalten — die Heimat wäre dankbar dafür.

Unseren schwimmenden Eisschrank entlassen wir nach der Übernahme all der Köstlichkeiten, flüstern ihm ein sicheres Versteck ins Ohr, wo er bis zum nächsten Besuch hinterm Busch zu verschwinden hätte. Ganz können wir ihn doch noch nicht entbehren, und der Kommandant kann es nicht übers Herz bringen, ihn zu versenken ...

Viele Wochen später.

Seit dem Geleitzug haben wir beträchtliche Mengen an Munition verbraucht — auch viele andere Dinge sind knapp geworden, und so atmen Kommandant und Besatzung auf, als eines Tages pünktlich auf die Minute der schwarze Koloß eines deutschen Versorgungsschiffes sich über die Kimm schiebt. Heute muß ich daran denken, mit welcher Begeisterung in Deutschland der Durchbruch des Handelsschiffes „Lech" nach einem südamerikanischen Hafen gefeiert wurde. In mächtigen Lettern berichteten die deutschen Zeitungen vier- und mehrspaltig über die wagemutige Fahrt. Tjä — und wer feiert diese Männer da drüben? Wir nehmen es sogar als so überaus selbstverständlich, als so ganz und gar nicht aufregend hin, daß das Versorgungsschiff auf die Minute pünktlich gleich einem Fern-D-Zuge an seinem Gestellungsorte eintrifft.

Die Versorgung soll erst am nächsten Morgen beginnen.

Als ich um fünf Uhr aufwache, höre ich schwere Schritte an Deck rumoren. Ah — es geht schon los. Um die beiden Schiffe zusammenzuhalten, wird eben eine viele hundert Meter lange, schwere Manilatrosse von dem V.-Schiff „Sophie Ferdinand" übernommen. Zunächst gab man uns, an einem Ballon treibend, eine dünne Leine rüber, der folgte eine stärkere, und zum Schluß wurde die armdicke Manilatrosse angesteckt — Manila deswegen, weil dieses Tauwerk nur schwer Wasser annimmt und daher einen stärkeren Auftrieb hat. Unser IO wühlt auf der Back und kommandiert einen ansehnlichen Schwung von Seeleuten, die unter Stöhnen und Ächzen die unglaublich schwere Trosse herüberholen. Bootsmannsmaatenpfeifen schrillen in taktmäßigen, kurzen, abgehackten Pfiffen, Füße scharren, krallen sich gegen die Planken, Gesichter werden knallrot vor Anstrengung. Matrosen laufen zurück, packen wieder an. Junge, Junge, was für ein Jahrmarkt, daß sich da noch einer rausfindet. Vorsichtig wird die Trosse steif gesetzt. Vorsicht, Vorsicht. Jeden Augenblick kann irgendwo ein Kringel über die Trosse laufen, kann das mächtige Tau unter der augenblicklichen Beanspruchung unter Getöse brechen. Der IO hat schon recht, wenn er jeden, der hier nicht unmittelbar etwas zu suchen hat, verjagt. Ich selbst habe es einmal auf einem Frachtdampfer erlebt, als eine Stahltrosse brach und einem Seemann den Schenkel durch die Wucht des Zurückpralls glatt durchschlug.

Inzwischen wurden die Verkehrsboote ausgesetzt, auch vom Versorgungsschiff gehen Boote zu Wasser.

Mit einem dieser Kutter wollen wir nach drüben. Im Augenblick, als ich über der Reling hänge, saust mir das Boot entgegen, schießt, von einer See gepackt, an der Bordwand nach oben. „Jetzt", rufen die anderen. Leicht gesagt. „Das nächste Mal." Jetzt ist die Chance. „Hinein." Deibel auch, „jetzt" hat man sich den Fuß verknackst, denn im Augenblick des Aufspringens drückte das Boot nach oben und erhöhte dadurch indirekt die Wucht des Aufprallens derart, als sei man aus einer doppelten oder dreifachen Höhe heruntergesprungen. In dieser Tatsache liegt auch die Gefahr und die Schwierigkeit, die sich uns entgegenstellen, die schweren 28-Zentimeter-Granaten aus dem Bauche des Versorgungsschiffes in die in der Dünung dümpelnden Boote zu heben. Die Gefahr, daß eine Ladung dieser schweren Granaten bei der geringsten Unaufmerksamkeit der den Kran oder die Ausklinkvorrichtung bedienenden Seeleute den Bootsboden hart trifft und durchschlägt, liegt auf der Hand.

Das Aussteigen erfordert wiederum akrobatisches Geschick. Man paßt, mit federnden Knien auf dem Bootsdeck stehend, auf, wenn die Dünung den schwimmenden Untersatz emporschleudert. Ein schneller, sicherer Griff nach der Reling — man schwebt Sekunden in der Luft und haspelt sich, von oben von starken Armen gepackt, an Deck. Daß dabei die weißen Schuhe, Hosen usw. einen „Versorgungsschiffsanstrich" bekommen, steht auf einem andern Blatt. Mein alter Kamerad W. fällt uns um den Hals, schleppt uns in eine Kammer, bestellt Bier und flüstert einem Soldaten etwas zu. Wir hören etwas von extra stark, und etwas später wittern unsere empfindlichen Nasen den würzigen Duft eines prächtigen Bohnenkaffees, den es auf „Scheer" nur sonntags gibt. Da staunt der Leser — ja, „alles" haben wir ja nun auch nicht erbeutet.

Fortsetzung folgt

Hauptschriftleiter: Bernd E. H. Overhues (im Wehrdienst). Stellvertreter: Karl Fischer. Graphische Gestaltung: Herbert Dassel (alle in Berlin). — Verlag „Die Wehrmacht" K.-G., Berlin SW 68, Schützenstraße 18/25. Fernruf: 17 47 21. Postscheckkonto: Berlin Nr. 382. — Druck, Alleinauslieferung und Anzeigenverwaltung: Berliner Verlagsanstalt GmbH., Berlin SW 68, Schützenstraße 18/25. — Anzeigenpreisliste Nr. 13 vom 1. 11. 1941. — Verantwortlich für Anzeigen: Dr. Horst Harff (im Wehrdienst). Stellvertreter: Dipl.-Kfm. Gerta Eckhardt, Berlin. — Einzelpreis: 25 Rpf. — Für die Zustellung durch Boten werden 3 Rpf. Bestellgeld erhoben. — Postbezugspr.: Monatl. 55 Rpf zuzügl. 4 Rpf Bestellgeld

H

Mehr als 1000 Kilometer sowjetischen Raumes haben die deutschen Eisenbahnen von der Reichsgrenze ab zu durchfahren, um die kämpfenden Armeen im Osten mit Nachschub zu versorgen. Überall, wo sich die Möglichkeit bot, wurden auch die Wasserstraßen, solange die Witterung es erlaubte, als Nachschubwege benutzt.

Aus Pontons sind „Frachtzillen" geworden. Pioniere haben die einzelnen Pontons zu einem Geleitzug zusammengesetzt und stoßen gerade vom Ufer ab.

KLEINER GELEITZUG AUF GROSSER FAHRT

Die Ladung, Büchsenfleisch für ein vorn eingesetztes Bataillon, ist gleichmäßig gut verstaut. Der „Geleitzug" kann seine Fahrt beginnen — keine leichte Arbeit für die Landser, die mit langen Holzstangen die Pontons durch die Eisschollen der Flüsse und Kanäle zu steuern haben.

PK-Fotos: Kriegsberichter Lessmann (Atl.)

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1942/0060
gefördert durch Baden-Württemberg